Die

Ritter vom Griff

von

Eduard Breier.

Vierter Band.

Zweite Auflage.

Wien, 1852.
Jasper's Wwe. & Hügel.

I. Abtheilung: Die Ritter vom Griff.

Vierter Band.

Erstes Capitel.

Wieder ein Stück Vergangenheit.

Vor einigen Jahren wohnte in einer der niederen Hofbauten Altlerchenfelds ein bejahrter Mann.

Den Hausleuten war er unter dem Namen Bernhard bekannt.

Man wußte, daß er seine Miete regelmäßig zahle, daß er Niemanden etwas schulde, daß er sehr eingezogen lebe, und niemals Besuche empfange.

Diese Daten ausgenommen, war von Herrn Bernhard nichts bekannt, denn er lebte in strengster Zurückgezogenheit und Einsamkeit, eine Art Sonderling, in so weit man nämlich in Altlerchenfeld ein Sonderling sein kann.

Seit der Reihe von Jahren, die der Alte in dem Hause wohnte, konnte sich Niemand rühmen, seine Stube betreten zu haben. Wer sich zufällig zu ihm verirrte, denn wie er-

wähnt, empfing er gar keine Besuche, der wurde in der Küche empfangen. Die Kost nahm er in einem Speisehause, den Kaffee bereitete er sich selber, seine Wäsche besorgte eine nachbarliche Waschfrau, zu welcher er sich jedesmal selbst verfügte, ja sogar die Reinigung und das Aufräumen der Wohnung vertraute er keinen fremden Händen an.

In der Frühe sah man den kleinen hageren Herrn Bernhard mit einem Milchtöpfchen das Haus verlassen. Dies war täglich sein erster Gang. Wenige Minuten darauf kehrte er, mit einer Semmel in der Tasche und in der Hand das gefüllte Gefäß zurück.

Von da an war er bis Mittags unsichtbar. Kaum verkündete jedoch die Uhrglocke die Mittagstunde, so verließ er mit dem letzten Schlage zum zweiten Male das Haus. Er ging zum Mittagstisch, von wo er regelmäßig um Ein Uhr zurückkehrte. Nun sah man ihn nicht mehr bis zum Anbruche der Dunkelheit oder im Sommer bis zum Eintritte der Abendkühle, um diese Zeit ging er wieder fort, blieb zwei Stunden außer Haus und kehrte dann heim, um am nächsten Tage seine uhrwerksmäßige Lebensweise wieder durchzumachen.

So oft Herr Bernhard nur einen Schritt aus der Wohnung that, schloß er jedesmal sorgfältig die Thüre hinter sich, worüber sich die Hausleute weniger verwundert hätten, wenn nicht zu diesem Symptome des Mißtrauens oder der übertriebenen Vorsicht andere hinzugekommen wären, welche noch mehr auffielen und noch mehr von sich reden machten.

Herr Bernhard verwehrte nämlich der übrigen Mensch-

heit nicht nur den Eintritt in seine Wohnung, sondern er verhinderte auch die Einsicht in dieselbe. Die Fenster waren nämlich jahraus jahrein geblendet, und zwar am Tage durch weiße und in der Nacht durch dunkle Vorhänge.

Eine Zeit lang begriff man es nicht, wie denn der bejahrte Mann in dem immer geschlossenen und umdämmerten Raume zu leben vermöge? Einige erfindungsreiche Nachbarinnen behaupteten, Herr Bernhard öffnete die Fenster jederzeit in der Nacht, um seine Stube auszulüften, und man fand es einmal der Mühe werth, drei Sommernächte hindurch abwechselnd Wache zu stehen, überzeugte sich jedoch, daß die Fenster in der Nacht eben so wenig wie am Tage geöffnet wurden. Seit damals ward es als ausgemachte Sache angenommen, daß der Sonderling den ganzen Bedarf seiner frischen Luft durch den Küchen-Rauchfang beziehe, da er nur seine Stubenthür öffnen durfte, um die Communication mit demselben herzustellen.

Was Herr Bernhard trieb, womit er sich beschäftigte, war jedem ein Geheimniß, bis es endlich durch den Hausmeister bekannt wurde, daß er als Erbschaft von seinem Vater eine jährliche Rente von dritthalb hundert Gulden besitze, wovon er kümmerlich und eingezogen lebte.

Seitdem diese Nachricht verbreitet ward, kümmerte man sich um den Sonderling nicht mehr, seine geblendeten Fenster fielen nicht mehr auf, man sah ihn kommen und gehen, und er diente ob seiner pedantischen Pünktlichkeit den Hausbewohnern, die zufällig keine Uhr hatten, höchstens zum Stundenzeiger, denn wenn er um Milch ging, war es sieben Uhr in der Früh, sein Ausgang um Mittag zeigte die zwölfte,

seine Heimkehr die erste Nachmittagsstunde an, sein Ausgang Nachmittags die fünfte oder siebente Stunde, je nachdem es Winter oder Sommer war.

Eines Morgens fiel es der nächsten Nachbarin des Sonderlings auf, daß er noch keine Milch geholt hatte, während doch die bestimmte Stunde schon längst vorüber war. Sie schüttelte verwundert den Kopf und schwieg. Die Mittagsstunde kam und Herr Bernhard wurde wieder nicht gesehen.

Das war zu viel, um weiter zu schweigen.

Die Nachbarin lief zu ihrer Nachbarin und erzählte mit großer Wichtigkeit, daß Herr Bernhard heute noch nicht gesehen worden sei; diese Nachbarin eilte wieder zur dritten Nachbarin, und so ging es wie ein Lauffeuer durchs ganze Haus. Man steckte die Köpfe zusammen, man rieth hin und her, man muthmaßte, munkelte und gerieth nur noch mehr in Staunen, als von Seite des Herrn Bernhard auch der Abendausgang unterblieb.

Am andern Tage ließ sich der Sonderling wieder nicht blicken.

Nun begann die Munkelei einen ernsteren Charakter anzunehmen. Zwei Frauen, die an Neugierde der biblischen Dame Lot ein Doublet vorgeben konnten, begaben sich zum Hausmeister und drangen in ihn, sich nach dem Herrn umzuschauen, widrigenfalls sie ihn für alle etwa entstehenden Unannehmlichkeiten verantwortlich machten.

Der Hausmeister, um dem Weibergewäsche ein Ende zu machen, begab sich zur Wohnung des Sonderlings und klopfte an's Fenster.

Sämmtliche Frauen harrten hinter ihren Thüren und steckten neugierig und erwartungsvoll die Köpfe heraus, um den Erfolg des hausmeisterischen Besuches abzuwarten.

Nach öfterem Klopfen wurde von innen die Thüre geöffnet und der Hausmeister trat in die Küche, wo Herr Bernhard, mit einem alten Schlafrocke angethan, ihn empfing. Der Sonderling war sehr bleich und sah krank aus.

Der Hausmeister entschuldigte seine Zudringlichkeit, Besorgniß ließe ihn anfragen, ob dem Herrn Bernhard etwas fehle u. s. w.

Ich bin krank, lautete die Antwort, eine unbegreifliche Schwäche hat mich befallen, ein Stechen in der Brust plagt mich —

Ich werde einen Doctor holen —

Ich mag keinen Arzt, ich habe so lang ich lebe, keine Arznei genommen —

Wünschen Sie vielleicht sonst eine Hilfe?

Ich will nichts als Ruhe, ich hoffe, daß mir bis morgen besser sein wird.

Der Hausmeister ging fort.

Im Hof umringten ihn sämmtliche Frauen und erhielten die Auskunft, daß Herr Bernhard sich unwohl befinde.

Damit war nun der Neugierde wenig gedient, die Eine hätte gerne gewußt, wie es in der Stube aussehe, die Andere, ob Herr Bernhard nicht etwa eine geheime Kunst treibe, die Dritte wollte gar wissen, ob denn außer dem Sonderlinge nicht noch eine Person in der Stube verborgen sei.

Da der Hausmeister keine Auskunft zu ertheilen vermochte, so mußte man sich wieder auf Muthmaßungen beschränken.

Einige Tage vergingen, — Herr Bernhard wurde wieder sichtbar — einige Tage darauf und man sah ihn wieder nicht.

Es war offenbar, der bejahrte Mann kränkelte, sein Aussehen machte es zur Gewißheit.

Eines Abends kam ein langer, hagerer Mann ins Haus und erkundigte sich um die Wohnung des Herrn Bernhard.

Da der Fremde sehr anständig gekleidet war, so hielt man ihn für einen Arzt, dessen Rath anzunehmen der Sonderling sich endlich entschlossen habe.

Er klopfte ans Fenster, es wurde ihm aufgethan.

Bei seinem Eintritte in die Küche sagte er: „Ich bin es, Bernhard."

Gottlob, daß Du endlich kommst, hauchte der Kranke.

Ich habe Deinen Brief erst heute erhalten, ich war in Geschäften abwesend —

Oh, mein Bruder, ich bin krank, sehr krank.

Der Sonderling schloß die Küchenthüre und schwankte von dem Hageren unterstützt in die Stube.

Ein Lämpchen brannte düster auf dem Tische.

Die Luft war dumpf und faul.

Bernhard bestieg wieder sein Lager.

Die beiden Brüder, obwol in Einer Stadt wohnend, hatten sich doch seit vielen Jahren nicht gesehen.

Bernhard glaubte sich von dem Jüngeren bei der Erbschafttheilung übervortheilt, und mied ihn seit damals.

Er grollte ihm.

Der Andere vergalt Gleiches mit Gleichem, und kümmerte sich auch um ihn nicht. Keiner wußte, wie es dem Andern gehe.

Endlich machte Bernhard den ersten Schritt zu einer Annäherung. Er schrieb seinem Bruder, zeigte ihm an, daß er sehr krank sei, und bat ihn, ihn zu besuchen.

So kamen die beiden Brüder zusammen.

Du wohnst schlecht, Bruder, begann der Fremde.

Es wird nicht lange mehr währen, ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht.

Bedarfst Du meiner Hülfe?

Nein, Bruder, ich besitze noch das mir zugefallene Erbtheil, ich habe sparsam von den Interessen gelebt. Ich habe Dich nicht zu mir gebeten, um von Dir etwas zu verlangen, sondern, weil ich Dich vor meinem Tode noch sehen und sprechen wollte.

Du mußt nicht an's Sterben denken.

Oh, mein Lieber, wer ohne Ruhe und Rast gedacht und gearbeitet hat, um Ein Ziel zu erreichen, bei dem ist es kein Wunder, wenn er in dem Momente, wo er sein Ziel erreicht hat, alle Kräfte aufgezehrt findet und unfähig ist, die Früchte seiner Mühe zu genießen. —

Hast Du ein Geschäft betrieben.

Drr Kranke schüttelte das Haupt.

Kein Geschäft, flüsterte er, ich wollte Reichthum sammeln — aber nicht mühselig, nicht ausgesetzt den Wechselfällen des Glückes und der Speculation. Du weißt, daß unser Vater für mich anfänglich die technische Laufbahn bestimmt hatte, später widmete ich mich der Kupferstecherkunst — diese Kunst und meine Kenntnisse in der Chemie und Mechanik setzten mich in den Stand, meinen Wunsch nach Reichthum zu erfüllen.

Du bist also reich?

Ich bin reich und stehe am Rand des Grabes. Hier in dieser Stube arbeitete ich Tag und Nacht mit unermüdlichem Fleiße und erreichte mein Ziel. Im Besitze eines Vermögens, das ich unter namenloser Angst mit Aufopferung meiner Gesundheit erlangt habe, muß ich von hinnen gehen, ohne nur etwas von demselben genießen zu können.

Ich verstehe Deine Worte nicht, Bernhard.

Du sollst sie auch nicht verstehen, so lange ich lebe: erst, wenn ich todt bin, wirst Du meine jetzige Pein, meine Qual begreifen. Dort in dem Schranke wirst Du eine Chatouille finden, bring sie her.

Der Hagere brachte eine Chatouille hervor, die mit Schnüren umfaßt und an mehreren Orten versiegelt war.

Bruder, sagte der Kranke, Du wirst diese Chatouille heute mit Dir nehmen, mir jedoch versprechen, sie erst zu öffnen, wenn meine Leiche in das Grab gesenkt ist, sie enthält mein Vermächtniß, mit dem Du nach Belieben verfügen kannst. Bewahre die Chatouille sorgfältig, ihr Inhalt ist eben so kostbar als gefährlich. Sie birgt den Schweiß meiner letzten Lebensjahre.

Der Hagere war erstaunt, fügte sich jedoch dem Willen des älteren Bruders, versprach ihm, einen Arzt zu senden und ihn am nächsten Tage wieder zu besuchen, darauf entfernte er sich, und nahm die Chatouille mit.

Am anderen Morgen hatten die Nachbarinnen Ursache noch mehr als bis jetzt zu staunen und die Köpfe noch enger zusammenzustecken. Die Fenster des Sonderlings waren nicht nur geblendet, sondern sogar angelweit offen, so daß jeder, der im Hofe vorüber ging, ganz bequem in die Stube schauen konnte. Man fand eine ganz gewöhnliche Wohnung, in welcher Herr Bernhard krank darniederlag.

Sein Bruder hatte ihm einen Arzt und eine alte Frau zur Bedienung gesendet, das Leiden nahm jedoch zu, noch wenige Tage und Bernhard sollte seine letzten Stunden verleben.

Der jüngere Bruder durch den Arzt avisirt, war anwesend.

Bernhard lag im Delirium; von schrecklichen Fantasien gefoltert, warf er sich auf dem Lager umher. Sein weit aufgerissenes Auge glotzte die Gegenstände an, ohne sie mehr zu erkennen. Er stöhnte, ächzte und vermochte keinen Laut hervorzubringen. Er hätte noch gerne gesprochen, war es aber nicht mehr im Stande, seine verzerrten Züge zeigten die Qualen, die ihm seine letzte Stunde vergällten.

Der Tod machte endlich sein Recht geltend, er kam bei diesem Manne nicht als sanfter, befreiender Engel, sondern als furchtbares Gespenst, um den Schuldbeladenen vor den ewigen Richterstuhl zu fordern.

Der jüngere Bruder ließ die Leiche zur Erde bestatten, und während dies geschah, während einige arme Nachbarn dem Sarge das letzte Geleite gaben, öffnete er zu Hause, in seinem reich möblirten Gemache eingeschlossen, die Chatouille.

Obenauf lag ein Schreiben, unter demselben Banknoten.

Ah, rief er freudig aus, welch ein Vermächtniß!

Die Noten waren sorgfältig in Schleifen gezählt.

Der neue Besitzer summirte eilig die Päckchen.

Es sind 40,000 Gulden! rief er freudig aus.

Hierauf nahm er den Brief und las:

„Theuerer Bruder!

Ich habe Jahre lange Mühe zur Erzeugung dieser Scheine verwendet. Im Momente, da ich sie benützen will, überfallen mich Muthlosigkeit und Schwäche. Ich soll die Frucht meines Verbrechens nicht genießen. Verfüge Du über die Papiere nach Deinem Belieben. Die Instrumente, mit welchen sie erzeugt wurden, sind vernichtet, Du hast also nichts zu befürchten. Keine lebende Seele ahnt die Existenz dieser Scheine. Wenn ich todt bin, bist Du der Einzige, welcher das Geheimniß weiß. Lebe wohl, möge mein Erbe Dir nicht so wie mir Unglück bringen.

Dein Bruder Bernhard."

Der hagere Mann blieb starr vor Schrecken stehen.

Nach einigen Minuten Sinnens vernichtete er das Schreiben seines Bruders.

Was er weiter that, brauchen wir nicht mehr zu berichten, sondern nennen blos seinen Namen. — Es war Herr Felix Steller, Kaufmann zum Silberhorn auf dem hohen Markte!

Das verbrecherische Vermächtniß hatte seinem Erzeuger den Tod gebracht, wir wollen nun sehen, was es demjenigen bringt, der einen Theil davon schon verausgabt hat?

Zweites Capitel.

Die Operationen des Rothen.

Konrad kehrte ahnungslos aus der Stadt zurück.

Es war am Vormittage nach jenem Abende, an dem er bei Herrn Brandelmayer eingeladen war.

Sein Antlitz war sehr bleich, sein Auge matt und etwas hohl, das ganze Aussehen sehr erschöpft. Trotzdem konnte man tiefes Sinnen an ihm wahrnehmen. Er faltete oft die Stirne, verzog die Miene zu düsterem Unwillen und schüttelte dann den Kopf, wie jemand, der etwas nicht glauben kann, was man ihm erzählt.

So langte er bei seiner Wohnung an.

Arglos öffnete er die Thüre und tritt ein.

Das von der Wand weg gerückte Bett fällt ihm zuerst ins Auge. Er erinnert sich, es gestern so gelassen zu haben, als er durch seinen Hausherrn gestört wurde. Trotzdem will ihm Manches in der Stube fremdartig vorkommen. Die Stühle

stehen nicht auf ihren gewöhnlichen Plätzen, der Tisch ist verrückt, mit einem Worte, sogar die Luft dünkt ihm eine kühlere als sonst.

Er blickt befremdet umher — mit einem Male entsinnt er sich des Versteckes, und begibt sich zur Wand.

Im ersten Momente merkt er nichts, doch währt seine Unruhe fort, er holt den Schlüssel hervor, um den Versteck zu öffnen, das Schloß widersteht.

Alle Teufel, ruft er besorgt, was ist das?

Er zieht an — die Thüre geht auf.

Habe ich gestern in der Eile schlecht zugesperrt? frägt er sich.

Er hascht nach dem Kistchen — und stößt einen Schrei aus. — Es ist leer.

Das Behältniß entfällt seiner Hand — er taumelt ans Bett und lehnt sich, schreckgelähmt, an dasselbe.

Bestohlen, ruft er, schändlich bestohlen!

Sein irrer Blick durchfliegt das Gemach, er findet Alles. — Er schwankt zu einer Commode — nichts fehlt, sogar das Geld in derselben ist da, nur aus dem Kästchen sind die Scheine fort!

Der Schreckliche! Er sollte es auch ein Mal empfinden, wie weh es thut, durch verbrecherische Eingriffe um sein Eigenthum verkürzt zu werden.

Doch lange rathlos umherblicken, sich der Schwäche hingeben oder gar in Klagen ausbrechen, daß ist nicht die Sache eines Menschen wie der Rothe. Er richtet sich auf; man sieht die Kraft, die er anwendet, um sich zu fassen und seine Gedanken zu sammeln.

Wenige Minuten vergehen — Konrad ist wieder Herr seiner selbst.

Mit verschränkten Armen durchmißt er die Stube.

Oh, nur jetzt meine volle Geisteskraft, meine ganze Besinnung, denn jetzt gilt es Alles. Die falschen Scheine sind mir gestohlen, das waren keine gewöhnlichen Diebe und dies kann offenbar nur von dem herrühren, der ein Interesse hat, diese Papiere wieder in seinen Besitz zu bekommen. Wenn ich mich aber der verflossenen Nacht entsinne, so kann ich nicht zweifeln, daß das, was bei dem Dürrkräutler geschah, mit diesem Bubenstück im Zusammenhange steht.

In meinem Kopfe ists so dumpf — aber ich muß mich des gestrigen Abends entsinnen, soll ich in dem Gewebe einen leitenden Faden finden, der mich an's Ziel führt. Ich erinnere mich noch der Ankunft des betrunkenen Pappendeckelmachers, der Scene, die er mit Frau Victorl hatte, der Heiterkeit, welche darauf folgte, aber dann — dann fühlte ich eine Schwere in den Adern, meine Sinne wurden wirr und als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer fremden Stube und Tageshelle strömte herein. Ich war völlig angekleidet, der Dürrkräutler kam gleich zu mir und sagte mir, ich befände mich in einer rückwärtigen Stube seines Hauses, ich sei beim Abendmahle plötzlich besinnungslos geworden und da er meine Wohnung nicht weiß, habe er mich untergebracht. Ich dachte nichts Arges, kehrte heim, und finde nun Ursache genug, über den Vorfall nachzudenken. Ich war nicht trunken und dennoch betäubt, heute ist mirs, als ob ich die ganze Nacht durchgeschwelgt hätte, mein Zustand ist räthselhaft, unnatürlich. Es ist unzweifelhaft, es ist kein zufälliger, eben so we-

nig wie das Abhandenkommen der falschen Scheine. Beides steht in Zusammenhang, das Abendmahl war die Falle, die man mir gelegt hatte. Brandelmayer ist unstreitig mit im Spiele, allein er kennt die Stellersche Familie nicht, welches Interesse konnte er also an den falschen Noten haben? Es muß hier eine Mittelsperson im Spiele sein, — die Stube, wo ich erwachte, war jene des jungen Miethmannes, der mich einmal mit Lotti unterm Thore überraschte. Ich sah ihn damals in jene Stube treten, und Lotti sagte mir, er sei ein Apotheker und heiße Heinrich. Sollte er mit dem Kaufherrn bekannt oder befreundet sein? Es ist gewiß, man hat meinen Schlaf benützt, mir meinen Schlüssel zu nehmen, hat in der Nacht meine Wohnung aufgesperrt und sich der falschen Scheine bemächtiget. Sollte also jener junge Mann? — In welcher Verbindung kann er mit Steller stehen? — Ah — welch ein Gedanke! — Ich erinnere mich, die Tochter des Kaufmanns auf dem Schmelzer Gottesacker mit einem jungen Mann gesehen zu haben — Wilhelm erzählte mir von einer Liebschaft des Fräuleins, zu welcher der Vater seine Zustimmung nicht gebe, sollte er — das Bild jenes jungen Menschen vom Friedhofe ist mir nicht fremd; wenn ich diesen Heinrich am Tage sähe, würde ich entscheiden können, ob er derselbe ist oder nicht. Wenn er es wäre, oh — nur darüber Gewißheit, und ich werde wissen, was ich zu thun habe. Die Zeit zum Handeln ist da — Muth und Entschlossenheit führen rasch zum Ziele — heute — heute noch will ich mir die Ueberzeugung verschaffen, Ein Besuch wird hinreichen, mich sehen zu lassen, ob meine Combination eine richtige gewesen. Doch die Kameraden? — Sie

dürfen von dem Diebstahle nichts erfahren. — Wie aber, wenn sie in mich drängen, das Geschäft zu beenden? — Dann will ich sie durch eine kleine Geldsumme zum Warten geeigter machen, und mit dieser muß mir Fanni wieder aushelfen; ich will an sie schreiben und sie wird Mittel finden, mir bis Nachmittag die verlangte Summe zu geben.

Dies war ungefähr die Reihefolge von Konrads Ideen, zu deren Ausführung er auch alsogleich schritt.

An Frau Neubald schrieb er folgende Zeilen:

„Liebe Fanni!

„Ich benöthige noch heute sechshundert Gulden, und bitte Dich, mir mit dieser Summe auszuhelfen. Zu diesem Zwecke erwarte ich Dich Punkt vier Uhr — um welche Zeit Dein Gatte gewöhnlich im Caffeehause ist — an der Sacristeithüre der Mariahilfer Pfarrkirche. Komm', und bring das Geld."

„Konrad."

Dieses Billet steckte der Rothe zu sich, und begab sich sodann auf den Weg in die Stadt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Es war schon spät am Vormittage, als Frau Neubald Konrads Zeilen erhielt. Die neue Zumuthung Konrads erschütterte sie heftig, und sie war unfähig, beim Mittagstisch zu erscheinen.

Die unglückliche Frau lag bleich und kraftlos auf dem Divan und zerquälte sich mit dem Gedanken: „Ob sie auch heute nachgiebig sein sollte?" Seit wenigen Wochen ver-

langte der Fürchterliche heute bereits die dritte Summe, sie besaß kein Geld mehr, sie hätte es also von ihrem Gatten fordern müssen. Obwohl nun Herr Neubald ihrem Wunsche entsprochen hätte, so wäre ihm das Verlangen doch aufgefallen, da sie keinen Zweck für den Bedarf einer so großen Summe anzugeben wußte.

Und wenn ich ihm auch heute die Summe gebe, sagte sie bei sich, so kommt er doch in einigen Tagen wieder, und ich müßte die Güte meines Gatten mißbrauchen, meines Gatten, der unverschuldet meinethalb so viel leidet. Wie lange soll diese schreckliche Lage noch dauern? Jener Elende, das sehe ich jetzt, martert mich aus Uebermuth, mißhandelt mich aus Bosheit, und er wird nicht aufhören, so lange er auf meiner Seite Willfähigkeit und Schwäche findet. Ich habe kein Recht, das Geld meines Gatten zu verschenken, und noch dazu an einen Menschen, der — oh — mir schauerts, wenn ich jener Zeit gedenke, die mir jetzt so qualvolle Tage bereitet. Nein, nein, so kann es nimmer fortwähren, die alte Schuld soll durch keine neue vergrößert werden, der Elende glaubte, den Leichtsinn des Mädchens auch bei der Frau zu treffen, er gedenkt mich wieder zu sich hinab zu zerren, er soll sich getäuscht finden. Meine Nachgiebigkeit hat ein Ende — geschehe, was da wolle, ich will lieber die Strafe für die Vergangenheit ertragen, als diese entsetzlichen Leiden. Das Glück meines Lebens ist unterwühlt, ob der gänzliche Einsturz einige Tage früher oder später erfolgt, ist gleichgiltig.

Der Entschluß der jungen Frau war gefaßt.

Ihr Gatte kam, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, belästigte sie jedoch, wie er gesagt hatte, mit keiner Frage;

sein ebenfalls leidendes Aussehen verrieth den Schmerz, der auch sein Inneres zerfleischte.

Den Nachmittag über war die junge Frau allein. Als die vierte Stunde erschien, wo sie sich an der Sacristeithüre einfinden sollte, vermehrte sich ihre Unruhe, sie wußte, daß Konrad ihrer harren werde, bekämpfte jedoch die Aufregung und hielt treu an ihrem Vorsatze.

Eine Stunde später kam ein fremder Herr, der sie zu sprechen wünschte.

Frau Neubald wußte, daß es Konrad war.

Ich will mit ihm sprechen, dachte sie, er erfahre meinen Entschluß, dann bleibe ich mindestens von seinem Besuche verschont.

Der Rothe trat mit bleichem Gesichte ein.

Auch ihn hatte das Geschick bereits getroffen, die Entwendung der falschen Noten war ein Schlag, der ihn um so mehr erschütterte, je unverhoffter er kam; doch der schwachen Frau gegenüber, die einst seine Geliebte, seine Mitschuldige war, glaubte er sich noch Meister, er war auf ihren Widerstand gefaßt, zweifelte aber an den Sieg nicht.

Das Auge des Rothen ruhte forschend auf der bleichen Gestalt.

Er sah die Veränderung, die seit seinem ersten Besuche mit ihrem Aeußeren vorgegangen und triumphirte, denn sie war die Wirkung jenes Kampfes, den er wach gerufen, und der die Unglückliche so abmatten sollte, daß sie unfähig zu jedem Widerstand ihm zum Werkzeug dienen mußte, mittelst welchem er den Reichthum des Herrn Neubald zu lichten gedachte.

Gnädige Frau, begann er mit Ruhe und Gelassenheit, haben Sie mein Billet erhalten?

Ja, mein Herr.

Ich habe Sie an dem bestimmten Orte vergebens erwartet.

Sie gab keine Antwort.

Warum kamen Sie nicht?

Weil ich nicht kommen wollte.

Sind Sie krank, Gnädige Frau?

Ich befinde mich wohl. Ich kam nicht, ich wiederhohle es, weil ich nicht wollte.

Ich habe Sie in meinem Billette um eine Gefälligkeit ersucht.

Die ich Ihnen nicht gewähren werde.

Sie sind heute sehr hart.

Ich bin so, wie ich bei ihrem ersten Besuche hätte sein sollen.

Es beliebt Ihnen also, mir zu trotzen?

Es ist kein Trotz, mein Herr, sondern blos der Entschluß, mich von Ihnen nicht mehr mißhandeln zu lassen.

Fanni, sagte jetzt Konrad, und sein Ton wurde drohend, Du richtest Dich muthwillig zu Grunde.

Mein Herr, ich verbitte mir jede Vertraulichkeit. Sie sind es, der es beabsichtiget, mich völlig zu Grunde zu richten, denn seit Sie dieses Haus betraten, hat mein Unglück begonnen. Was wollen Sie von mir? Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich kein Anrecht an das Geld meines Gatten habe —

Konrad unterbrach sie lächelnd: Ich verstehe Sie

nicht, wie kann eine junge Frau auf das Geld ihres alten Gatten kein Anrecht haben? Herr Reubald kann und wird seiner Gattin keinen Wunsch abschlagen. nur fordern und er wird gewähren.

Ich will aber nicht fordern.

Ah so, das ist etwas Anderes; dann machen Sie es so, wie ich es bei Ihrem Vater gemacht habe. —

Fanni stieß einen Schrei aus und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen.

Der Rothe betrachtete sie und schwieg.

Das also, begann die junge Frau nach einer Pause, während welcher sie sich gefaßt hatte, sind Ihre Pläne? Dies ist Ihr Zweck? Ihnen genügt nicht, mich einst zur Mitschuidigen Ihrer Verbrechen gemacht zu haben, Sie wollen mich auch jetzt noch zur Verbrecherin machen?

Gnädige Frau, Sie sind seit dem Aufenthalte in diesem Hause sehr empfindsam geworden, ehedem waren Sie nicht so bedenklich, wenn es galt, sich mir gefällig zu zeigen. Ich halte Sie für zu klug, als daß Sie mich zu Ihrem Feinde machen sollten.

Und Sie, mein Herr, halten mich für schwach, wenn Sie wähnen, ich sei nicht im Stande, Ihre Feindschaft zu ertragen.

Sie gewähren mir also meine Bitte nicht?

Ich bleibe meinem Entschluß treu.

Auch dann nicht, wenn ich Sie versichere, daß ich des Geldes sehr bedürftig bin.

Und wenn ich Millionen in meiner Comode vorräthig hätte, ich gäbe Ihnen keinen Heller, denn nun erst erkenne

ich Ihre schändliche Absicht ganz. Gehen Sie, mein Herr, thun Sie, was Ihnen beliebt, ich bin auf Alles gefaßt. Gehen Sie — fort — verlassen Sie mich — ich befehle es Ihnen!

Der Rothe biß sich in die Lippen und murmelte: Fanni, Sie vergessen, daß ich nichts, als ein lästig Leben, Sie dagegen Alles zu verlieren haben!

Ich habe nichts mehr zu verlieren, das Unglück ist bereits heraufbeschworen, das Uebrige will ich in Demuth erwarten.

Sie haben also Ihrem Gatten gestanden?

Ja! rief die junge Frau und blickte Konrad triumphirend an. Er fuhr zusammen und sein Blick wurde nur noch glühender.

Ich habe also von Ihnen keine Hilfe zu erwarten?

Nein, mein Herr! Der Bedrängte hat bei mir stets eine offene Hand gefunden, dem unverbesserlichen Verbrecher verschließe ich mein Ohr und mein Haus! Noch einmal, entfernen Sie sich, ich befehle es.

Der Rothe schüttelte den Kopf, warf sich in ein Fauteuil und sagte: Sie täuschen sich, meine Liebe, ich gebe Sie nicht so leicht auf, in meinem Herzen spricht noch ein Gefühl für Sie, es thäte mir wehe, Sie ganz unglücklich machen zu müssen, darum will ich früher nichts unversucht lassen, was Sie auf andere Gedanken bringen könnte.

Die junge Frau war überrascht.

Sie gehen nicht, fragte sie ängstlich, was wollen Sie noch hier?

Ich will warten, versetzte der Rothe gelassen, bis Herr

Neubald kommt, ich muß mit ihm sprechen. Er liebt seine Gattin zu sehr, als daß er sie wegen ein paar lumpiger Gulden sollte verderben lassen.

Wie, rief Fanni aufs Höchste erschreckt, Sie wollen mit meinem Gatten sprechen.

Warum nicht? Sie sagten vorhin, er wisse Alles, Sie hätten ihm Alles entdeckt, in diesem Falle haben Sie ja nichts zu fürchten, oder sollte ihre Angabe unwahr sein?

Fanni befand sich in einer fürchterlichen Verlegenheit. —

Mein Herr, stotterte sie, ich beschwöre Sie, mich zu verlassen —

Ich bin dazu geneigt, wenn Sie mir die verlangte Summe geben.

Oh, mein Gott, ich besitze sie nicht.

Der Rothe erhob sich, ging auf die junge Frau los, faßte ihre bebende Hand und flüsterte ihr vertraulich zu: Fanni, gestatte mir, Dich nur zwei Minuten lang so vertraulich wie einst anzusprechen. Mir ist es wahrhaftig nicht darum zu thun, Dich muthwillig zu verderben, mich beherrscht meine Lage, sie zwingt mich, Dir lästig zu fallen. Du warst meine erste Liebe, so wie ich die Deine, und die erlischt niemals ganz. Sei klug, liebe Fanni, hilf mir, ich befinde mich wirklrch in Verlegenheit und muß die Summe haben. Ich will es glauben, daß Du über die von mir verlangte Summe nicht verfügen kannst, aber was liegt daran: Ich — er sah sich vorsichtig um — ich selbst will sie mir verschaffen. Du brauchst nur nachsichtig zu sein — wir sind

allein — eine fingirte Ohnmacht, — das Zimmer Deines Gatten ist offen — — — — — — — —

Bei diesem fürchterlichen Antrage kreischte die junge Frau auf — sah mit wirrem Blicke, Hülfe suchend, umher — sprang nach dem Glockenzuge und riß — bevor Konrad es verhindern konnte — mit ganzer Macht daran.

Konrad sank leichenblaß auf seinen Sitz zurück. — Das Dienstmädchen trat ein.

Erwarten Sie hier meine Befehle! hauchte ihr die junge Frau zu und ließ sich erschöpft auf dem Divan nieder. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Der Rothe suchte seine Verlegenheit hinter einem Lächeln zu verbergen.

Ihr Gatte, Madame, begann er, kehrt lange nicht zurück.

Sie werden seine Ankunft nicht abwarten.

Ich muß ihn heute noch sprechen. Mein Geschäft ist von größter Wichtigkeit.

Sie werden nicht zum Ziele gelangen.

Ich gebe meine Hoffnung nicht auf — ach — ich höre Männerschritte.

Heiliger Gott, murmelte die unglückliche Frau bei sich, steh mir bei, er ist es, nur jetzt verlaß mich nicht.

Herr Neubald trat ein.

Auf einen Wink der Gebieterin entfernte sich das Dienstmädchen.

Der Bürger war erstaunt einen fremden jungen Mann anzutreffen.

Fanni eilte nicht wie sonst auf ihn zu, sondern blieb wie eine Leiche sitzen.

Der Rothe hatte sich erhoben: seiner bemeisterte sich keine Verlegenheit, der verzweifelte Widerstand, den er gegen Erwarten bei Fanni gefunden, zwang ihn, seinen Angriff nach einer anderen Seite hin zu wenden; er erwartete von der Liebe des Gatten, was ihm die Gewissenhaftigkeit der Frau verweigerte.

Der reiche Bürger, so schloß er ganz richtig, wird keine Summe schonen, um die Schande von seinem Hause, von dem Haupte einer geliebten Frau, von der Mutter seines Kindes abzuwenden. Diese Gedanken verliehen ihm jene kühne Zuversicht, die selbst die abenteuerlichsten Plane mit kaltem Blute ausführt.

Herr von Reubald, begann er, ich war so frei Ihr Erscheinen abzuwarten.

Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

Mein Name ist Konrad, ich war früher chirurgischer Gehilfe in der Officin des Herrn Helfmann, und habe die Ehre, Ihre Frau Gemalin aus früherer Zeit zu kennen.

Ah so, ein Bekannter aus alter Zeit; Ihr Besuch galt also meiner Frau?

Um Vergebung, mein Herr, er galt Ihnen.

Was wünschen Sie von mir?

Vor der Hand nichts, als ein Gespräch unter vier Augen.

Kommen Sie in mein Gemach, ich stehe Ihnen zu Diensten.

Die Herren wollten sich entfernen, da erhob sich die Dame und sagte zu ihrem Gatten: Florian, bevor Du gehst, habe auch ich eine Bitte an Dich zu richten.

Sprich, liebe Fanni, was wünschest Du?

Ich flehe Dich an, diesen Herrn nicht anzuhören, und ihm zu befehlen, unser Haus alsogleich zu verlassen.

Herr Reubald erschrack über diese Bitte seiner Gattin, er musterte den jungen Mann mit strengem Blicke, und sagte dann sanft zu seiner Gattin: Ich finde Deine Bitte sehr sonderbar, liebe Fanni; angenommen, ich fände mich nicht geneigt, diesen Herrn anzuhören, so kann er mir morgen das schreiben, was er mir heute mündlich mittheilen wollte. Was nützte Dir also die Gewährung Deiner Bitte?

Florian, ich flehe Dich an, entferne ihn nur jetzt aus unserem Hause, bis Morgen soll er keinen Grund mehr haben, an Dich zu schreiben.

Ich begreife Dich nicht, liebe Fanni, Deine Worte sind mir eben so räthselhaft wie Dein Benehmen in der letzten Zeit.

Ich will Ihnen das Räthsel lösen, Herr Reubald. —

Das werden Sie nicht, mein Herr, rief die junge Frau den Rothen unterbrechend, mir, der Gattin ziemt es, dem Vater meines Kindes das Geheimniß zu enthüllen, welches mein Leben verbittert, mein Glück zerstört hat.

Ich will Ihnen das herbe Geständniß ersparen, schöne Frau.

Fort — entfernen Sie sich, fuhr die junge Frau er-

hitzt fort, Florian, ich flehe Dich an, gebiete ihm, uns zu verlassen.

Thun Sie es nicht, mein Herr, wendete sich Konrad drohend zu ihm, hören Sie mich an, denn es steht die Ehre Ihres Namens, der Ruf Ihrer Familie auf dem Spiele.

Der Bürger befand sich in Verlegenheit, seine Brust war bewegt, er stand zwischen der Gattin und dem jungen Manne, ohne zu wissen wohin er sich neigen solle? Den Wunsch der Gattin unterstützte die Liebe, die Drohung des Fremden erweckte Furcht in ihm und raubte ihm die Kraft ihn von sich zu weisen.

Der Rothe, welcher das Schwanken Neubalds bemerkte, fuhr rasch fort: Zaudern Sie nicht, mein Herr, fassen Sie rasch einen Entschluß und hören Sie mich an, thun Sie es nicht, so gefährden Sie Ihr Glück, Ihre Ehre, die Ruhe Ihres ganzen Lebens.

Wohlan, mein Herr, versetzte der Greis mit bebender Stimme, sprechen Sie, aber hier in Gegenwart meiner Frau, ich bin auf Alles gefaßt.

Ich habe keine Ursache die Anwesenheit Ihrer Gattin zu scheuen, versetzte Konrad, sie weiß ohnedem, was ich Ihnen mittheilen will, indem ich mir von Ihnen ein Gespräch unter vier Augen erbat, wollte ich ihr nur eine bittere Scene ersparen. Hören Sie also —

Sie werden nicht sprechen, mein Herr, rief jetzt die unglückliche Frau auffahrend und richtete ihren zornfunkelnden Blick auf den jungen Mann.

Wer will mich daran verhindern, wenn Ihr Herr Gemal es mir gestattet?

Ich, mein Herr, ich werde es verhindern. —

Wodurch?

Eine spöttische Miene begleitete die kurze Frage.

Herr Reubald war ein erstaunter Zeuge diese Scene.

Fanni zitternd wie ein Blatt im Winde, ließ den wirren Blick das Gemach durchstreifen, — jetzt fiel er auf ein Fenster, daß auf die Straße hinabging, sie zuckte freudig zusammen, riß die Flügel auf, Herr Reubald der Meinung, sie wolle sich hinabstürzen, sprang auf sie zu und hielt sie am Arme fest; sie ließ ihn gewähren und rief mit lauter fester Stimme hinab: Herr Commissär, ich bitte auf Ein Wort!

Der Rothe entsetzte sich.

Was wollen Sie? schreit er der jungen Frau zu.

Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nichts mehr zu verlieren habe, und daß ich Alles thun werde, um mich von Ihrem verhaßten Anblicke zu befreien. — Jetzt, mein Herr, können Sie bleiben.

Elende, rief der Rothe fast entathmet vor Wuth, der Schlag von meiner Seite wird nicht ausbleiben, er wird Dich treffen, ob früher oder später, daran liegt nichts.

Die Furcht vor dem Commissäre beflügelte seinen Fuß, er stürzte wie rasend hinaus. —

Fanni sank ohnmächtig zu den Füßen ihres Gatten nieder.

Der Rothe enteilte mit Hast dem gefahrdrohenden Hause.

Drittes Capitel.

Der Rothe fährt fort zu operiren.

Mißlungen, murmelte er bei sich, der Anschlag ist mißlungen, die Rasende hätte mich und sich den Armen der Justiz überliefert. Woher nahm sie nur den Muth? Ich erkannte in ihr das ehemalige Mädchen nicht wieder; kein Funke der früheren Gluth, kein Atom der einstigen Denkungsweise ist zu finden. Das Leben in diesem Hause hat sie ganz und gar geändert, ich bauete auf ihren früheren Charakter und fand ihn umgewandelt, ich habe mich vollkommen verrechnet! Ich war zu schonungslos, ich hätte behutsamer sein sollen, meine Angriffe kamen zu rasch, deshalb leistet sie verzweifelten Widerstand. Es ist heute ein unglücklicher Tag für mich, meine Plane werden gekreuzt, meine Unternehmungen scheitern; aber Muth, nur Muth, ich lasse mich nicht einschüchtern, ein schlechter Pulvermüller, dem im Leben nicht wenigstens Eine Pulvermühle in die Luft fliegt, wer wird deshalb gleich ver-

zagen? Noch ist nicht Alles verloren; wenn es mir nur gelingt, die falschen Scheine wieder zu erlangen, dann war meine Mühe doch nicht vergebens. Die Nacht bricht heran, schnell den Gang gewagt; wenn mein Unternehmen gelingt, so habe ich keinen Grund zur Klage mehr.

Der Rothe eilte in die Eisengasse.

Heute kehrte er nicht bei dem Dürrkräutler ein, denn Herr Brandelmayer — das war ihm klar — stand mit seinem Gegner in Verbindung; er aber wollte den jungen Apotheker allein treffen, er wollte sich überzeugen, ob er derselbe sei, den er auf dem Friedhofe mit der Kaufmannstochter gesehen, und war dies der Fall, dann war sein Entschluß gefaßt.

Er schlich behutsam in das Haus des Dürrkräutlers, die herangebrochene Dunkelheit begünstigte seinen Gang, an der Thüre, die im Hintergrunde des Hofes in die Stube des Apothekers führte, hielt er stille und horchte.

Drin war es finster und ruhig.

Konrad klopfte leise an.

Eine Stimme — es war die Heinrichs — rief: „Herein!"

Der Rothe trat ein.

Tiefes Dunkel empfing ihn.

Ah, Herr Steller, rief der junge Apotheker, endlich kommen Sie! Ich erwarte Sie den ganzen Tag, Fräulein Ida muß meine Zeilen schon Morgens erhalten haben, warum kommen Sie so spät? Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, ich mache Licht.

Als die Kerze brannte und Idas Geliebter sich dem

Angekommenen zukehrte, erkannte er Konrad, und dieser in ihm den jungen Mann vom Schmelzer Friedhofe.

Heinrich erschrack und trat betroffen zwei Schritte zurück.

Der Rothe lächelte.

Sie scheinen Jemand Andern erwartet zu haben, mein Herr! Thut mir leid, daß Sie sich täuschten. Vor der Hand werden Sie sich schon mit meiner Gesellschaft begnügen müssen.

Was suchen Sie hier?

Oho! Nicht so barsch, wenn ich bitten darf, sprechen Sie mit mir, wie es einem Menschen von Erziehung ziemt.

Erziehung? Sie wagen es von Erziehung zu sprechen?

Warum nicht?

Glauben Sie etwa, ich kenne Sie nicht?

Daran zweifle ich nicht. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht nur mich, sondern auch meine Wohnung sehr genau kennen.

Heinrich wurde verlegen.

Sie irren, mein Herr, was ich von Ihnen weiß, verdanke ich den Mittheilungen meiner Haustochter.

Mamsell Lotti ist ein Gänschen und hat geplaudert, daran liegt aber nichts, im jetzigen Momente handelt es sich nicht um die Liebe eines thörichten Mädchens, sondern um etwas ganz Anderes, und dies werde ich bei Ihnen finden. Ich war gestern bei Ihrem Hausherrn zum Abendmahle eingeladen; ohne daß ich viel trank überfiel mich doch ein tiefer Schlaf und als ich heute erwachte, lag ich hier in Ihrem Zimmer. Ihr Hausherr entschuldigte sich auf eine Weise, die

mir wahrscheinlich vorkam, ich ging zu Hause und fand — daß mir in der Nacht ein Pfand entfremdet worden war, welches Herr Steller — den Sie sehr gut kennen — heute hätte auslösen sollen. Die Machination liegt klar am Tage. Sie lieben die Tochter des genannten Kaufmanns, Ihre Geliebte vertraute Ihnen die bedrängte Lage ihres Vaters, irgend ein Zufall — den ich nicht weiß — verrieth Ihnen, daß ich die Existenz des Herrn Steller in Händen habe, Sie verabredeten sich mit Herrn Brandelmayer, dessen Tochter ich zufällig kennen lernte, der Alte lockte mich ins Haus, Dürrkräutler und Apotheker sind um einen Schlaftrunk nicht verlegen, Sie sind mir wahrscheinlich schon früher nachgeschlichen, um meine Wohnung zu erspähen, nahmen dem Schlafenden die Schlüssel, das in meiner Stube von der Wand gerückte Bett verräth Ihnen den Versteck, und Sie finden ein Kistchen, dessen Inhalt Sie mit sich nehmen. Es gehört kein großes Combinationstalent dazu, dies Alles herauszufinden, besonders wenn einem solche Daten wie mir, bekannt sind. Daß Sie die falschen Scheine aus meiner Wohnung fortnahmen, dessen war ich gewiß; woran ich jedoch zweifelte, war der Umstand, ob Sie noch im Besitze derselben seien? Dieser Zweifel ist jedoch auch schon gelöst. Die Worte, welche Sie bei meinem Eintritte sprachen, bezeugen mir, daß Sie an Herrn Steller die Scheine noch nicht abgeliefert haben. Sie schrieben an die Geliebte, und da Sie Herrn Steller erwarteten, so trugen Sie ihr wahrscheinlich auf, den Vater schleunigst heraus zu senden. Warum der gute Mann zu kommen säumt, weiß ich nicht; daß Sie ihm in Ihrer Wohnung die falschen Scheine übergeben wollten,

finde ich natürlich, Sie besitzen in den Papieren einen Talisman, um in den Besitz des Fräuleins zu gelangen, den Ihnen der Vater streitig macht. Sie sehen, mein Herr, ich bin von Allem genau unterrichtet, und besitze Geist genug, mir die Sachlage aus einzelnen Daten zu formuliren. Es ist möglich, daß ich in einigen Kleinigkeiten irre, im Ganzen aber verhält sich die Sache so, wie ich gesagt habe.

Er hielt inne.

Heinrich zuckte verächtlich die Achseln und erwiederte: ob ihre Combination richtig oder unrichtig ist, kümmert mich nicht. Ich erlaube mir nur die Frage, was Sie eigentlich hier suchen?

Diese Frage ist in der That sehr überflüssig. Sie werden die Gewogenheit haben, mir die falschen Scheine herauszugeben.

Welche Frechheit!

Im ersten Momente kam es dem jungen Apotheker sonderbar vor, daß der Gauner sich wegen der falschen Noten so großer Gefahr aussetzte, da er ihm doch eine eben so große Summe echter Noten zurückgelassen hatte; er erklärte sich dies jedoch, indem er seine frühere Vermuthung gerechtfertigt zu finden glaubte.

Konrad, so dachte er, will die falschen Noten in seinen Besitz bekommen, um vor einem Verrath gesichert zu sein, ohne die falschen Noten ist er ja ein wehrloses Opfer. Ich habe ganz recht vermuthet, daß er im letzen Momente eine Garantie fordern würde, die vor jedem Verrathe sichern sollte, sonst wär' er ein verlorner Mann. Dem Diebe nützt das ge-

stohlene Geld nur so lange er unbekannt ist; kennt man ihn, so ist er vernichtet. Dies weiß Konrad, und darum wagt er so viel, um sich sicher zu stellen.

Bleiben Sie gelassen und ruhig, erwiederte der Rothe auf den letzten Ausruf, Sie haben keinen Schulknaben vor sich, den ein barsches Wort einschüchtert. Sie sollen sich jedoch überzeugen, daß Sie es mit einem Menschen von Einsicht zu thun haben; ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Hören Sie mich an. So wie mir Lotti mittheilte, besitzen Sie Vermögen, Ihnen ist es also nicht um Geld, sondern um die Hand des Fräuleins zu thun, welche Herr Steller Ihnen bisher verweigerte. Uebergeben Sie mir die Scheine und ich garantire Ihnen den Besitz des Fräuleins; ich darf zu meiner dem Kaufherrn gestellten Bedingung diese Neue nur hinzufügen und unsere beiderseitigen Wünsche werden zugleich befriediget. Es werden, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, zwei Fliegen mit einem Schlag getroffen.

Heinrich staunte über die maßlose Kühnheit, mit welcher der Verworfene ihm diesen Antrag zu stellen wagte.

Mein Herr, begann er mit wuthbebender Stimme, Ihre Unverschämtheit übersteigt jedes Maß, Ihre Zumuthung gränzt an Wahnsinn, denn ich kenne Sie genau, ich weiß, was Sie mit der unerfahrenen Lotti beabsichtigten, wie Sie das Mädchen in die Wohnung Ihrer Geliebten locken ließen —

Bleiben wir bei der Sache, junger Herr! Liebesgeschichten sollen nicht mit einem so wichtigen Gegenstande vermengt werden. Was liegt mir daran, ob Sie meine Liebes-

verhältnisse mit Marie und Lotti kennen oder nicht? Meinen Sie, mich mit solchen Geringfügigkeiten in Verlegenheit zu versetzen? Mein Bester, wer an Kanonenschüsse gewöhnt ist, dessen Ruhe wird durch einen Pistolenknall nicht gestört.

Sie hoffen also wirklich, ich könnte mich herbeilassen —

Mir die falschen Scheine zu übergeben? Ei, mein Herr, ich hoffe es nicht nur, ich bin dessen sogar vollkommen überzeugt.

Sie werden sich getäuscht finden.

Das möcht' ich sehen.

Bei diesen Worten zog der Rothe ein Doppelterzerol aus der Tasche.

Heinrich fuhr auf.

Die Scene, sagte Konrad, wird gleich beendiget sein. Es liegt mir an dem Besitze der falschen Scheine Alles, Sie werden es daher sehr natürlich finden, daß ich Alles daran wage. Geben Sie die Banknoten gutwillig heraus, und ich halte Ihnen die früher geleistete Zusage. Weigern Sie sich aber, so brenne ich Sie augenblicklich nieder, und so wie Sie in meiner werde ich in Ihrer Wohnung die Scheine zu finden wissen. Entscheiden Sie sich, aber schnell.

Der junge Apotheker fühlte einiges Bangen. Er hatte es mit einem Gauner zu thun, in dessen bösesten Willen er nicht den geringsten Zweifel setzte.

Sie wollen mich also tödten? fragte er zagend.

Wenn Sie sich nicht fügen, thue ich es gewiß.

Wird Ihnen der Mord etwas nützen? Der Schuß wird

die Hausleute herbeilocken, man wird Sie festnehmen, bevor Sie Ihren Zweck erreicht haben.

Konrad lächelte satanisch.

Mein Schuß wird Niemanden herbeilocken. Ein Zischer und die tödtende Kugel fliegt aus dem Rohr. Es wundert mich, daß Sie als Apotheker an dergleichen chemische Laborate nicht denken.

Heinrich wurde jetzt noch mehr betroffen.

Der Rothe fuhr fort: Oh, mein Herr, ein Mann wie ich, geht an wichtige Geschäft nicht ohne reifliche Ueberlegung. Ich werde Arrangement treffen, daß man Ihren Tod für einen Selbstmord halten wird. Ich lasse das abgeschossene Terzerol und eine kleine Summe der falschen Scheine zerstreut neben Ihrer Leiche liegen; man wird annehmen, Sie hätten sich aus Furcht vor Entdeckung, Gewissensbissen oder wer weiß, aus welchen Gründen, das Leben genommen. Steller wird schweigen müssen, denn ich werde die falschen Scheine in Händen haben, es wird also beim Selbstmord bleiben.

Idas Geliebter bezwang sich, um seine immer zunehmende Verlegenheit nicht zu verrathen.

Eine Idee blitzte in seiner Seele auf.

Nur auf diese Weise, dachte er, ist eine Rettung möglich.

Mein Herr, begann er laut, ich bin in Ihrer Gewalt. Ich sehe es ein, daß Sie ohne die falschen Scheine verloren, und darum auch gezwungen sind, Alles zu wagen, um sie wieder in Ihren Besitz zu bekommen. Ich werde sie Ihnen geben.

Bei diesen Worten griff der junge Mann nach der Lichtschere, als wollte er die Kerze putzen und löschte sie aus.

Finsterniß umspann die Stube.

Der Rothe war mit einem Sprunge an der Thüre.

Sie entkommen mir nicht, rief er: ich durchschaue Ihre List, zünden Sie die Kerze augenblicklich wieder an, oder ich brenne Sie nieder.

Eine Weile verging.

Nun, mein Herr, rief der Rothe, machen Sie schnell! —

Die Reibhölzchen sind feucht. —

Sie sind ja am Ofen. —

Ich suche nach einer Kohle.

Endlich brachte Heinrich ein brennendes Hölzchen aus dem Ofen hervor, zündete die Kerze an, und stellte sie wieder auf den Tisch.

Die Blicke des Gauners drohten ihn zu vernichten.

Idas Geliebter lauschte nach dem Ofen hin — er hörte nichts.

Mein Gott, lispelt er, wenn es erloschen wäre!

Jetzt schnell, wo sind die Noten?

Mein Gott, dachte der junge Mann, wenn ich nur Zeit gewönne, nur fünf Minuten Zeit.

Er horchte wieder, und hörte noch nichts.

Halt — noch ein Gedanke erwachte in seiner Seele.

Mein Herr, begann er, ich habe Ihnen die Auslieferung der falschen Scheine zugesagt.

So ist es.

Sie haben mir dagegen ein Versprechen geleistet?

Ich garantire Ihnen die Hand des Fräuleins.

Bleiben Sie bei Ihrer Zusage?

Ich halte mein Wort.

Heinrich lauschte — er vernahm noch nichts.

Die Situation war eine martervolle.

Wenn es Ihnen mit Ihrer Zusage Ernst ist, fuhr er zögernd fort, dann leisten Sie mir eine Bürgschaft.

Welcher Art soll diese sein?

Sie verpflichten sich schriftlich, Herrn Steller die Noten nicht eher zurückzustellen, bevor er mir nicht die Hand Idas verbrieft hat.

Der Rothe sann einige Minuten nach.

Was kann ihm eine solche Schrift nützen? dachte er, nichts, er soll sie haben! —

Dann sagte er laut: ich bin's zufrieden! Stellen Sie mir den Tisch in die Mitte des Zimmers.

Heinrich that es.

Legen Sie Feder, Tinte und Papier darauf.

Auch dies geschah.

Der Gauner hatte während dieser ganzen Zeit die Mündungen seines Terzerols auf den jungen Mann gerichtet.

Jetzt bleiben Sie frei, auf fünf Schritte Entfernung vor mir stehen.

Idas Geliebter stellte sich auf den angedeuteten Platz.

Der Rothe setzte sich an den Tisch.

In dem Ofen begann es zu knisten.

Das Herz des jungen Mannes pochte hoch auf.

Gottlob, jubelte es in seinem Innern, es brennt.

Der Rothe, mit der rechten Hand schreibend, mit der linken das gespannte Terzerol vor sich hin haltend, blickte fleißig nach dem jungen Mann.

In dem Ofen flackerte es lustig.

Wenige Zeilen — der Gauner war zu Ende.

Ich bitte mir vorzulesen, was Sie geschrieben haben.

Konrad las:

„Mittelst dieses Schriftstückes verpflichte ich mich, mit „Herrn Felix Steller keinen Ausgleich zu treffen, bevor „er nicht Herrn Heinrich" (hier kommt Ihr Familienname hinein) „die Hand seiner Tochter verbrieft hat."

Sind Sie damit zufrieden?

Nein, mein Herr.

Was wünschen Sie noch?

Ich bitte, nach dem Namen des Kaufmannes die Worte zu setzen: „In Bezug auf die ihm von mir entwendete Summe!"

Ich finde diese Einschaltung überflüssig.

Ich nicht. Nur der Umstand, daß Sie sich als den Dieb bekennen, bietet mir eine Garantie.

Ich werde nicht so thöricht sein, es zu thun.

Ein Beweis, daß Sie mir Ihr Wort nicht halten wollen.

Der Luftzug hatte die Flamme im Ofen zur Lohe angefacht. Es pustete, wie im Feuerrachen einer Locomotive.

Ich bin der Zögerung müde, rief der Rothe un-

willig, an mir, und nicht an Ihnen ist es, Bedingungen zu machen.

In diesem Momente nicht mehr! rief Heinrich, plötzlich mit donnernder Stimme.

Konrad schnellt vom Sitze empor.

Schieß', Elender, fährt der junge Mann schreiend fort, jetzt schieß', denn nun liegt mir an meinem Leben nichts mehr, die falschen Noten sind vertilgt, dort im Ofen kannst Du ihre Asche finden!

Konrad fährt, mächtig erschüttert, zusammen.

Todtenstille!

Man hört das Keuchen des Rothen.

Heinrich benützt den momentanen Schreck, stürzt auf die Kerze los, und löscht sie aus.

Der Gauner, betäubt, ist auf diese Wendung nicht gefaßt.

In diesem Momente fliegt der Leuchter in's Fenster, und die Scheiben fallen klirrend in den Hof.

Der Rothe, von Finsterniß umsponnen, vernimmt in seiner Nähe ein Gepolter fallender Gegenstände, und brennt einen Schuß los.

Die Kugel fährt durch die Platte des Tisches, mit dem Heinrich seinen Körper deckt, und bleibt in den Papieren der Tischlade stecken.

Außen hört man Schritte und Stimmen!

Zu Hülfe! schreit Heinrich, so laut, als er es vermag.

Jetzt ist der Moment des Rückzuges für den Gauner erschienen.

Er muß an seine persönliche Sicherheit denken.

Keuchend, wuthschnaubend stürzte er auf die Thüre los.

Fast findet er die Klinke nicht.

Jetzt reißt er sie auf.

Nach Außen dringt der Ruf des jungen Apothekers: „Haltet ihn fest!“

Aber Konrad stürzt an dem Dürrkräutler vorüber, schleudert die betroffene Frau Victorl bei Seite und ist wie der Blitz aus dem Hause verschwunden.

Ida's Geliebter, als er den Verbrecher aus der Stube fliehen hörte, war ihm nachgeeilt, vermochte jedoch kaum einige Schritte vorwärts zu thun.

Die fürchterliche Aufregung hat ihn gänzlich ermattet und alle seine Kräfte erschöpft.

Im Hofe angelangt, sank er bewußtlos zusammen.

Viertes Capitel.

Der Döblinger als Capitalist.

Der Döblinger hatte 9750 Gulden echten unverfälschten Papiergeldes in der Tasche. Er schritt dahin wie ein Triumphator, seine Miene hatte etwas Erhabenes, auf seinen Lippen schien die Frage zu schweben: „Was kostet das Freihaus oder der Trattnerhof?"

Als er sich nach der Theilung von Simon trennte, führte ihn sein erster Gang zu Julie.

Die Fransenmacherin ahnte die Ueberraschung nicht, welche ihr bevorstand.

Der Schnurbärtige trat in die Stube, schmunzelte und musterte dann die Wohnung mit einem verächtlichen Blicke.

Die Dame war verwundert und sagte: Du kommst mir heute sehr räthselhaft vor, Michel?

Ich glaubs! lautete seine kurze Antwort.

Du machst eine Miene, als ob Dir hier Alles zu gering, zu ordinär wäre?

Du hast meine Mienen gut studirt.

Was gibt es also?

Capitalien, nichts als Capitalien! Da, — nimm, — er warf ein Päckchen Noten auf den Tisch — damit wirst Du wohl genug haben, um mit dem Findelhause in keine Berührung zu kommen.

Julie nahm das Päckchen und stotterte in der höchsten Ueberraschung: Fünf — hundert — Gulden!

Bah, was gibt es da zu verwundern? — Fünfhundert — eine Bagatelle — beliebt es Dir fünftausend zu sehen? — Ich kann auch damit aufwarten — auch noch mehr — neuntausend.

Michel, um Gotteswillen, Du bist ja ein reicher Mann?

Ja, meine Theuerste, ich bin reich und werde jetzt meinen Verhältnissen gemäß leben.

Da die Fransenmacherin ihn ängstlich ansah, so fuhr er gravitätisch fort: Fürchte Dich nicht, Julie, ich trenne mich nicht von Dir, wir bleiben bei einander. Morgen verlassen wir jedoch die Stadt, und gehen aufs Land, es ist zwar Winter, aber das macht nichts, die Luft auf dem Lande ist immer reiner, man lebt länger. Jetzt kleide Dich sehr sorgfältig an, wir fahren in die Stadt, um Einkäufe zu machen.

Die ehemalige Wollsortirerin sah aus wie eine Träumende.

Michel, sagte sie, ist es auch wahr?

Vor Allem meine Liebe, nenne mich nicht mehr Mi-

chel, dieser Name paßt zu meinem Gelde nicht, Du mußt Dir etwas vornehmere Manieren angewöhnen. Titulire mich mein Freund, mein Lieber oder sonst dergleichen, — was ich vorhin sagte, ist wahr, darum frage nicht lange, sondern mach', daß Du fertig wirst. Wir haben sehr viele Einkäufe zu besorgen und die Tage sind jetzt kurz. Also, spute Dich, meine Freundin!

Als die Dame sah, daß es Ihrem Geliebten nicht um einen Scherz zu thun sei, flog sie ihm an den Hals und rief: Michel, Du machst mich zur glücklichsten Frau in ganz Wien!

Julia, Du hast mich schon wieder Michel genannt.

Es war zum letzten Male.

Nun ging es an's Ankleiden.

Der Döblinger zog indessen zwei Päckchen Noten aus der Tasche, befreite sie von den Schleifen, und wickelte die Scheine sorgfältig in ein Papier.

Davon, sagte er, werden unsere Einkäufe besorgt, ich glaube wir langen mit tausend Gulden aus; das übrige Capital lasse ich bei Dir zurück, denn es ist hier sicherer, als in meiner Wohnung.

Du kannst ganz ruhig sein. Meine alte Zimmerfrau kommt heute den ganzen Tag nicht nach Hause, überdies verschließe ich meine Commode und da haben wir gar nichts zu besorgen.

Der Döblinger schichtete also sein Capital vorsichtig in eine Lade. Julie, deren Herz beim Anblicke so vielen

Geldes noch liebevoller pochte, bedeckte es sorgfältig mit Kleidungsstücken, und brachte dann ihre Toilette zu Ende.

So wie stets, fand sie es auch dieses Mal für überflüssig, an den Geliebten eine Frage wegen des Geldes zu richten, der Besitz genügte ihr, ob er auch ein rechtmäßiger war? das kümmerte sie nicht.

Der Schnurbärtige und seine Geliebte — nachdem sie die Wohnung verschlossen hatten — verließen Arm in Arm das Haus.

Man begab sich auf die Mariahilfer Hauptstraße und nahm dort einen Fiaker.

Könnten wir die Sachen nicht in der Vorstadt kaufen? lispelte Dame Julia.

Fällt mir nicht ein! Man bekommt hier nichts Ordentliches und wenn ich schon mein Geld ausgebe, will ich auch was Nobles dafür haben.

Man fuhr also in die innere Stadt.

Hier ging es von Handlung zu Handlung.

Ach mein Freund, seufzte Dame Julia, dort seh ich einen hübschen Mantel!

Sollst ihn haben. Gefällt Dir dieser Federhut?

Oh, er würde mich gut kleiden.

Ich kaufe ihn. Such Dir nur hübsche Sachen aus, Julia, damit wir auch Aufsehen machen, wenn wir auf's Land kommen.

Meinst Du nicht, daß zu dem Anzuge auch ein feiner Schmuck passen würde?

Oh, gewiß, ich muß ohnedem für mich eine echte Cylinder-Uhr mit schwerer Kette kaufen. —

So ging es fort.

Bald sah sie etwas, was ihr gefiel, bald er etwas, was ihm zusagte.

Ach, mein Freund, sieh doch nur die prächtige Kinderwäsche.

Der Döblinger schmunzelte und sagte: Du bist sehr besorgt, Julia, das freut mich. Du wirst eine brave Mutter werden.

Auch die Kinderwäsche wurde gekauft.

Man fuhr nach Hause, entledigte sich der eingekauften Sachen und ging dann in ein Gasthaus zum Mittagsmal.

Nachmittags wurden die Einkäufe fortgesetzt und als das glückliche Paar Abends zurückkehrte, sah es in der Stube wie in einer Niederlage aus.

Alles war vollgeräumt. —

Stoffe — Kleider — Wäsche — Schmucksachen — Chatullen — Schuhe — Hüte — lagen bunt durcheinander.

Der Döblinger war trunken vor Freude. — Julia wußte nicht, wo ihr der Kopf stand, gestern war ihr Geliebter noch so arm und heute so reich, ohne daß er das Geld verdient, geschenkt erhalten, gewonnen oder gefunden hatte.

Heute, sagte der Schnurbärtige, indem er sich in einem alten Lehnstuhle dehnte und streckte, gehen wir nicht mehr aus, ich bin todtmüde, wir werden zu Hause soupiren.

Die Dame mußte forteilen, um aus einem benach-

barten Gasthause das Souper zu holen. Der Döblinger überzeugte sich indessen von dem Vorhandensein des Capitals.

Das Abendmahl wurde an einem kleinen Tischchen eingenommen, denn der große war vollgeräumt. Man aß und trank. Letzteres that besonders der neue Capitalist, trotzdem, daß ihm heute zum ersten Male die Vorstadt-Küche zu ordinär, die Weine zu schlecht waren.

Je mehr er trank, desto gesprächiger, munterer und aufgeräumter wurde er, ja, er ward sogar gutmüthig, eine Eigenschaft, die man bei den meisten leichtfertigen Menschen findet, wenn sie weinselig werden.

Trink Julia, laß Dirs schmecken, mir behagt zwar der Schomlauer nicht, aber ich trink ihn doch, er hat zu wenig Blume, da ist der Rheinwein köstlich, aber in der Vorstadt kennt man das edle Gewächs nicht. Ich hab' Dirs immer prophezeit, wir werden noch glücklich sein, und meine Vorhersagung ist eingetroffen.

Ja, mein Freund, Du hast's gesagt und es ist in Erfüllung gegangen.

Du frägst mich aber gar nicht, woher ich das viele Geld nahm?

Ich bin nicht neugierig. Der Mann erwirbt und die Frau besorgt das Haus.

Schön gesprochen, meine Julia, Du bist eine kluge Frau und verdienst meine vollkommene Achtung.

Nur Achtung?

He, he, he, die Liebe versteht sich bei uns von selbst. Ich fühle mich jetzt ganz glücklich, mir fehlt zu meinem Glücke

nichts mehr, gar nichts mehr — ich bin Capitalist — werde Familien-Vater — was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein.

Man hört außen Männertritte.

Der Schnurbärtige erschrickt. Die Dame fährt zusammen.

Die Thüre fliegt auf.

Der Rothe — verstört und leichenblaß — stürzt herein.

Er kommt eben von der Scene in der Eisengasse. Da er den Döblinger in seiner Wohnung nicht fand, so suchte er ihn hier auf. Er will mit ihm sprechen — ihm das eben erfahrene Unglück mittheilen. Jetzt, wo keine Möglichkeit mehr vorhanden ist, die falschen Scheine wieder zu erobern, jetzt darf er den Geschäftsfreunden nichts mehr verhehlen. Er will zuerst mit dem Döblinger sprechen, weil er, kraft seines Einflußes auf diesen, ihn eher zu gewinnen und zu besänftigen hofft.

In dieser Absicht erscheint Konrad.

Der Schnurbärtige wähnt, der Rothe habe zu Hause den Diebstahl entdeckt und komme nun, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Die Furcht vor dem Rothen läßt ihn auf den Umstand vergessen, daß der Bestohlene keine Beweise habe, gerade ihn des Diebstahls zu ziehen.

Bei dem heftigen Eintritte Konrads war Michel leichenblaß aufgesprungen, aber auch der Rothe blieb verblüfft stehen, denn vor seinen Blicken that sich die Niderlage der gekauften Sachen auf.

Er vergißt in diesem Momente auf sein Unglück und ruft: Döblinger, was ist das?

Michel steht da wie ein Kind, welches bei einem Vergehen ertappt ist.

Was ist das? frägt der Rothe noch ein Mal.

Mein Gott, antwortete die Dame statt des verlegenen Geliebten, Sie sehen ja, Herr Konrad, was es ist? Es sind Gegenstände, die wir gekauft haben.

Ja — wir haben — eingekauft! bestätigte der Schnurbärtige.

Woher nahmst Du das Geld dazu?

Das Geld — stotterte Michel — ja — das Geld —

Er brachte nichts mehr hervor.

Mamsell Julie, sagte er mit Strenge, lassen Sie uns gefälligst allein, es ist nicht schicklich, daß Frauen anwesend sind, wenn die Männer von Geschäften sprechen.

Die Geliebte des Döblinger kehrte sich diesem mit einem fragenden Blicke zu — er hatte jedoch nicht den Muth, dem Anderen zu widersprechen und stammelte: Ja — geh' ein wenig — hinaus — es ist besser.

Julie wurde sehr traurig und entfernte sich.

Konrad begann nun die umherliegenden Gegenstände zu untersuchen, hierauf sagte er: Du hast viel Geld ausgegeben, Michel, woher nahmst Du das Geld:

Der Rothe wähnte nichts Anderes, als der Döblinger habe irgendwo heimlich ein Geschäft gemacht.

Da auf die letzte Frage keine Antwort erfolgte, fuhr Konrad im warnenden Tone fort: Michel, sei aufrichtig, ich rathe Dir's, ich habe Dich immer für einen braven Ka-

meraden gehalten, für den ich mein Leben hergegeben hätte, gestehe mir, woher nahmst Du das viele Geld, um dies Alles einzukaufen?

Bruder Rother — stammelte Michel, der dem Rothen gegenüber an keine Lüge zu denken wagte — ich versichere Dich — mir wäre es in meinem Leben nicht eingefallen — aber Simon —

Ah, Simon! Du hast Dich also wieder mit ihm verbunden?

Schau, Bruder Rother, Du warst nicht aufrichtig gegen uns. Du hast uns bei dem Geschäfte wie Knaben behandelt, Du mißachtetest uns so sehr, daß Du es nicht ein Mal der Mühe werth fandest, uns eine Andeutung Deiner Plane zu geben — Simon stellte mir dies Alles vor — ich wurde mißtrauisch, wir gingen in Deine Wohnung — fanden das Geld —

Der Rothe riß die Augen auf und stammelte: Ihr — fandet —

Nun ja, ich gestehe es Dir, wir fanden das echte Geld —

Welches Geld? rief Konrad noch mehr verblüfft.

Die ganze Summe, die Du eingewechselt hattest, ohne uns nur ein Wörtchen davon zu sagen.

Der Rothe wußte nicht, ob er träume oder wache?

Döblinger sprach von echtem Gelde, das sich in seiner Wohnung befand.

Welch ein Räthsel!

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne, er wußte nicht, was er denken, was er sagen solle?

Wann waret Ihr bei mir? fragte er endlich.

Heute Vormittag.

Also vor meiner Nachhausekunft, murmelte der Rothe bei sich.

Dann sagte er laut: Und Ihr fandet?

Die neunzehntausend fünfhundert Gulden — Simon entdeckte nämlich den Versteck — wir öffnen ihn — sahen ein Kistchen — fanden darin das echte, gute Geld —

Den Rothen durchfuhr es jetzt wie tausend Blitze.

Jetzt erst erklärte er es sich, warum Heinrich sich mit Lebensgefahr gegen die Herausgabe der falschen Noten sträubte, er hatte sie ja nicht gestohlen, sondern sein gutes Geld an ihre Stelle gelegt.

Er schlug die Hände über den Kopf zusammen, sank entsetzt auf einen Stuhl und rief: Jetzt sind wir Alle verloren!

Der Döblinger taumelte auf.

Er hatte Vorwürfe erwartet und fand zermalmenden Schreck.

Bruder Rother, stotterte er, was hast Du, ich bitte Dich, sprich!

Konrads Auge ruhte wie verglast auf Michel.

Ja, wiederholte er, aber diesmal mit kraftloser Stimme, jetzt sind wir Alle verloren!

Bruder Rother, Du bist fürchterlich mit Deiner Angst, denn wenn Du einmal zitterst, dann ist die Gefahr sehr groß.

Oh, Döblinger, durch Euch allein kommt das Unglück über uns.

Erkläre mir doch, auf welche Weise? Du hattest ja die falschen Noten ausgewechselt.

So wisse denn, Verblendeter, nicht ich habe sie ausgewechselt; ich wollte den frühern Eigenthümer der falschen Noten zur Auswechslung zwingen, aber ein junger Mensch, der Liebhaber seiner Tochter, schlich sich heute Nacht in meine Wohnung, und legte statt des falschen Geldes echtes in das Kistchen. Das falsche Geld ist in diesem Momente bereits vernichtet — und wir sind wehrlos, ganz wehrlos.

Ei was, rief der leichtsinnige Döblinger, wir haben das Geld, und machen uns aus dem Staube.

Wohin willst Du entkommen? Vor einer Stunde wurden die falschen Noten verbrannt, und jetzt liegt wahrscheinlich schon die Anzeige bei der Behörde, welche uns des Diebstahls echter Noten beschuldiget. Mich kennt man — Du hast heute auffallend große Einkäufe gemacht — in diesem Momente spielt vielleicht der Telegraph schon nach allen Richtungen, um unsere Flucht zu verhindern.

Abscheulich, gräßlich, murmelte Michel, aber Bruder Rother, wir können ja, um auch den Kaufmann hineinzubringen, aussagen, daß wir falsche Noten bei ihm fanden!

Oh, Einfalt! Du willst aussagen, wir hätten falsche Noten gestohlen und man wird bei Dir und bei Simon nur echte Noten finden. Wer wird uns ein solches Märchen glauben? Der Kaufmann hat in diesem Momente gewiß schon Alles vernichtet, was gegen ihn zeugen könnte. Wir sind verloren, unrettbar verloren!

Bruder Rother, bedenk nur, wir sind jetzt so reich

und sollten verunglücken? Du bist ein kluger Kopf — Du hast Erfindung — sollte es kein Mittel geben, uns zu retten?

In diesem Momente nicht mehr. Wäre die Summe noch beisammen, hättest Du Dich durch Einkäufe noch nicht verdächtiget, dann wäre vielleicht noch ein Weg zur Rettung möglich gewesen, jetzt ist's zu spät. Man hat auch auf mich bereits ein aufmerksames Auge, den Beweis liefert mir der Besuch meines Hausherrn. Wir sind verloren. Oh, schändlich, schändlich, durch Kameraden in's Unglück zu kommen!

Der Schnurbärtige machte eine Jammermiene.

Oh, Bruder Rother, klagte er, wenn Du wüßtest, wie mich dieser Simon verführt hat.

Schweig — ich bitte Dich — schweig. Ein Mensch der so schwach ist, sich von einem Schurken zu einem Kameradendiebstahle überreden zu lassen, ein solcher Mensch verdient nicht, daß er glücklich werde. Undankbarer, im Bunde mit Simon hast Du mich bestohlen, mich, dessen Werk dieses Geschäft war, mich, der Dich durch Wochen her mit Geld versah. Trotzdem, Döblinger, zürne ich Dir nicht, ich tadle Dich, aber ich bin Dir nicht feind; Du bist wankelmüthig, und das ist Deine Schwäche, Dein Fehler. Aber Simon, oh, dieser Simon! In seinem spitzbübischen Kopf entsprang der Plan, nur er, der schlechteste Kerl auf Gottes Erdboden, kann so etwas ersinnen. Schon mit seinem Leben bestahl er seine Mutter um ihre Gesundheit, als Knabe entwendete er seinem Vater die Kreuzer aus der Tasche, als junger Mensch hat er sogar seiner Geliebten, einem armen Mädchen, die mühsam ersparten Kreuzer aus dem Schranke gestohlen. Oh, dieser Simon, schon der Gedanke an ihn macht mein Blut

aufkochen, nur ein Mal, nur ein einziges Mal möcht' ich ihn in meiner Gewalt haben, nur fünf Minuten lang, und dann will ich gerne Alles ertragen.

Bei dieser Herzensergießung Konrads begannen auch die Augen des Döblingers zu funkeln. Auch in ihm erwachte die Rache. Simon war ja nach der Angabe des Rothen Ursache, daß er und seine Julia ihr Capital nicht in Frieden verzehren könnten. Was nützt ihm jetzt die Hälfte der Summe, wenn er in den Kerker spazieren mußte? Hätte der Rothe das Geschäft zu Ende geführt, so würde er zwar nur den vierten Theil erhalten haben, allein diesen hätte er dann in Ruhe und mit Muße genießen können. Diese Betrachtungen inflammirten auch den Schnurbärtigen gegen den Hirsch, und er sagte vertraulich zu Konrad: Bruder Rother, willst Du? Ist es Dein Ernst?

Der Andere blitzte ihn an, und murmelte: Denkst Du an Simon?

An ihn, und an Niemanden sonst!

Du willst also?

Ich liefere ihn Dir.

Wann?

Ehe zwei Stunden vergehen.

Döblinger!

Mein Wort darauf, ich liefere ihn.

Das Angesicht des Rothen war in diesem Momente verzerrt. Die Augen sprühten, der Mund grinste, die sonst immer bleiche Wange glühte.

Gut, sagte er, ich will sehen, ob Du Wort hältst.

In einer Stunde triffst Du mich mit ihm in Neulerchenfeld beim „falschen Zahn."

Deine Hand darauf.

Mein Wort und meine Hand; Du kennst mich und weißt, daß ich ein Ehrenmann bin. Warte einige Minuten, ich bin gleich angekleidet und verlasse mit Dir zugleich das Haus.

Der Döblinger öffnete die Thüre, und bat seine Geliebte, einzutreten.

Die Dame verwunderte sich, daß ihr Geliebter heute noch ausgehe, dieser sagte aber blos: „Wichtige Geschäfte!" empfahl ihr, Alles sorgfältig zu hüten, und ging mit dem Rothen von dannen, um ihm — wie er gesagt hatte — Simon zu liefern.

Fünftes Capitel.

Der Neffe in der Klemme.

Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, wenn wir — im Laufe der Begebenheiten, nach dieser Richtung — inne halten, und, bevor wir weiter fortschreiten, nachholen, was wir nach zwei anderen Seiten hin noch nachzutragen haben.

Von dem Tage an, als Frau Eva Graser ihren Neffen aus dem Hause auf dem Kohlmarkte abgeholt hatte, war ihr Benehmen gegen ihm unfreundlich geworden. Er empfand dies an dem Mangel von tausend Kleinigkeiten, die zu geringfügig sind, um aufgezählt zu werden, die aber Derjenige doch vermißt, der an sie gewöhnt ist.

Die Veränderung konnte dem Schulmeisterssohn nicht entgehen, und er kränkte sich sehr darüber.

Was habe ich ihr gethan, dachte er, daß sie mir zürnt? Sie hat mir mit der Drohung, es meinem Vater zu berichten, ver-

boten, Nina zu besuchen, ich füge mich ihrem Willen, obwohl es mich schmerzt, und dennoch grollt sie mir! Ach, das Leben freut mich jetzt gar nicht mehr. An dem Nachmittage und Abende mit Nina habe ich gesehen, wie prächtig man sich hier amusiren kann, und nun soll ich wieder auf Alles verzichten, und einsam und traurig dahinleben? Bin ich in Wien, um mich hier zu vergraben? Wenn ich heute oder morgen nach Hause komme, und die Bekannten mich fragen, was ich in Wien gesehen habe, werde ich Ihnen nichts zu antworten wissen. Oh, ich bin sehr unglücklich.

Es gibt viele junge Menschen, die sich sehr unglücklich fühlen, wenn man sie nicht in ihr Verderben rennen läßt, zu diesen unerfahrenen Thoren zählte auch Wilhelm. Er dachte an die Unterhaltungen, die er nicht genießen konnte, und kränkte sich — seine Gedanken weilten fast immer im Hause am Kohlmarkte — und es fiel ihm sehr schwer, seiner Tante zu gehorchen.

An einem Nachmittage kam Frau Josephine Steller wieder zum Besuche.

Die Dame hatte ihre Forschungen noch lange nicht aufgegeben. Sie hatte keine Ahnung dessen, was sich wegen des Diebstahles zutrug und spähte im Verborgenen fort.

Der Kaufherr verhehlte aus leicht erklärlichen Gründen gegen Jedermann den Besuch des Rothen.

Ida schwieg auch, woher hätte also Frau Josephine etwas erfahren können?

Ihr Besuch bei Madame Graser galt wieder dieser Angelegenheit. Sie erkundigte sich bei der Tante abermals um die Conduite des Neffen.

Was sie nur haben mag, dachte die Kinderlose, daß sie schon zum zweiten Male nachforscht? Sollte sie von der Geschichte am Kohlmarkt Kunde haben?

Frau Eva zürnte zwar ihrem Neffen sehr, aber seines kleinen Verdienstes mochte sie ihn doch nicht berauben; sie sagte daher zu der Gattin des Kaufherrn: Bevor ich Ihnen antworte, Frau von Steller, werden Sie es mir gewiß nicht verübeln, wenn ich Ihre Erkundigungen auffallend finde.

Glauben Sie mir, Frau von Graser, sie haben ihre wichtigen Gründe.

Ich zweifle daran nicht, und bitte Sie, mir doch anzudeuten —

Thut mir leid, aber ich kann nicht —

Ich sage Ihnen das gewissenhafteste Stillschweigen zu.

Ach, Frau Graser, wenn Sie wüßten, um was es sich handelt.

Sie machen mich zittern, Ihr Ton geht mir zu Herzen und zeigt an, daß die Sache von Wichtigkeit sein muß, — was ist vorgefallen? Ich bitte Sie, bedenken Sie, er ist ein junger Mensch, leichter Sinn, junges Blut, aber er ist noch unverdorben, und was es auch immer sein möge, ich getraue mich von ihm Alles zu erfahren.

Ach, wenn Sie das im Stande wären!

Ich bin es, theilen Sie mir mit, um was es sich handelt?

Um einen — Diebstahl.

Jesus Maria! rief die Tante und wurde bleich wie eine Leiche.

Ein Diebstahl, sagte sie nach einer Pause, und den sollte Wilhelm verübt haben?

Das sage ich nicht, beste Frau Graser, meine jedoch, daß er dabei betheiliget ist. — Hören Sie mich an.

Die Kaufmannsfrau theilte nun der Tante den verübten Diebstahl und alle Gründe mit, die sie bewogen, ihren Verdacht auf Wilhelm zu werfen.

Dame Eva hörte sie an, seufzte oft, und schlug die Hände klagend übereinander.

Mein Gott, jammerte sie, was wird daraus noch entstehen? Wer hätte so etwas hinter dem jungen unerfahrenen Menschen gesucht, seine armen Eltern, solche Schande, es ist unerhört!

Ich bedauere, Frau Graser, Ihnen so großen Kummer zu bereiten, Sie werden jedoch begreifen, daß bei einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit —

Oh, Sie haben Recht, hier muß untersucht werden, ich will mit ihm gewiß sehr ernstlich darüber sprechen.

Wenn Sie es thun, habe ich eine Bitte an Sie. Sprechen Sie mit ihm in meiner Gegenwart.

Sehr gerne, ich fürchte nur, daß die Scheu vor Ihnen —

Auch wahr, veranstalten Sie also, daß ich ungesehen Ihr Gespräch mit ihm anhören kann.

Das soll geschehen.

Das Erlebniß im Hause auf dem Kohlmarkte hatte den Glauben der Frau Graser an die Rechtschaffenheit ihres Neffen so sehr erschüttert, daß die Anklage der Stadtdame bei ihr vollkommenen Glauben fand. Vor jener Entdeckung hätte sie einen solchen Verdacht mit Entrüstung zurückgewiesen, jetzt theilte sie ihn willig mit der Anderen.

Er hat mich belogen, sagte sie bei sich, er wollte mich betrügen, indem er sich bei der Elenden im Nebenzimmer verbarg, und wer ein Mal lügt und betrügt, der ist auch des Diebstahls fähig.

Sie ging daher willig in das Begehren der Frau Josephine ein, und veranstaltete, daß sie die ungesehene Zeugin eines Gespräches zwischen der Tante und dem Neffen wurde.

Der Schulmeistersſohn ward zu Frau Eva in das Gemach beschieden.

Er trat bangend ein.

Ich habe mit Dir zu sprechen, Wilhelm, setze Dich hieher.

Er ließ sich ihr gegenüber nieder.

Sieh mir ins Angesicht.

Er wagte es nicht, denn er dachte an die Scene bei Nina.

Sieh mich nur an —

Ach, meine Tante — Sie zürnen mir —

Ich zürne Dir nicht —

Oh, ich fühle es nur zu sehr, Sie zürnen mir noch, und doch halte ich mein Versprechen —

Schon gut, ich glaube Dir, davon ist jetzt nicht die Rede. Sage mir, musicirst Du noch bei Herrn Steller auf dem Hohen Markte.

Wöchentlich mehrere Male.

Wie gefällt es Dir in dem Hause?

Sehr wohl! Man ist sehr freundlich und zuvorkommend.

Hast Du in den letzten Wochen keine Veränderung dort bemerkt.

Ich fand, daß nicht mehr der frühere Frohsinn dort herrsche, kümmere mich jedoch nicht darum —

Und was meinst Du, welches ist wol der Grund jener Veränderung?

Ich weiß keinen.

Wirklich nicht?

Woher sollte ich es auch wissen? Man weiht mich in die Geheimnisse des Hauses nicht ein.

Wilhelm, Du lügst, Du kennst die Ursache jener Veränderung!

Tante! rief der junge Mensch und begann zu weinen.

Frau Eva, da sie in dieser Richtung nicht weiter vorgehen konnte, begann nun einen Angriff von der Flanke.

Du hast neulich vierzig Gulden Münze ausgegeben? —

Ich schaffte mir Kleidung.

Du sagtest, dieses Geld rühre von einer Lection her, die Du heimlich ertheilt?

So ist es, meine Tante.

Das ist wieder nicht wahr.

Wilhelm erschrack und antwortete nicht.

Ich behaupte, Du hast Dein Geld von einer anderen Seite her bekommen.

Ach, meine liebe Tante!

Habe ich recht oder nicht? Lüge nicht, Wilhelm, es sind Beweise da, die gegen Dich zeugen.

Der junge Mensch zitterte, was er behauptete, war ja wirklich eine Unwahrheit. Unbekannt mit dem gewöhn-

lichen Manöver, welches die Wahrheit durch eine Unwahrheit an's Tageslicht fördert, glaubte er, es lägen wirklich Beweise gegen ihn vor und stotterte: Sie haben recht, meine Tante!

Im Nebenzimmer hörte man ein Geräusch.

Du gestehst also ein, die vierzig Gulden nicht durch eine Lection verdient zu haben?

Ich gestehe es ein.

Woher nahmst Du also das Geld?

Ich bekam es.

Von wem?

Von einem Herrn.

Wer ist dieser Herr?

Ich kenne ihn nicht.

Wie heißt er? Wer ist er? Wo wohnt er?

Dies Alles vermag ich nicht zu beantworten, denn er ist mir gänzlich unbekannt.

Als Frau Josephine Steller im Nebenzimmer diese Antworten vernahm, dachte sie: Jetzt ist es gewiß, er ist Thäter oder Theilnehmer. Die Angabe von dem „unbekannten Herrn" gehört zu den gewöhnlichen Ausreden der Diebe.

Also ein ganz unbekannter Herr hat Dir vierzig Gulden geschenkt?

Ja, meine Tante.

Das ist nicht wahr.

Ach, liebe Tante, ich versichere Sie, daß ich dieses Mal die Wahrheit sage.

Wo sprachst Du mit dem Herrn?

Wilhelm erzählte nun getreu, wie er den Unbekannten vor der Lottocollectur kennen lernte, was er mit ihm sprach, wie er von ihm bestellt wurde u. s. w.

Beide Frauen — wir meinen nämlich auch die Verborgene — horchten aufmerksam den Mittheilungen des jungen Menschen, und Frau Steller hatte Ursache genug, öfter den Kopf zu schütteln, denn sie, die die treuherzige, offene Miene des jungen Menschen nicht sah, hielt das Ganze nur für ein Märchen, ersonnen, um die Mitwissenschaft an dem Diebstahle von sich abzulenken, und um den wirklichen Thäter nicht verrathen zu müssen.

Bei Frau Graser war es anders. Die Macht des ungekünstelten Geständnisses, gehoben durch den Eindruck der Physiognomie, deren Spiegel dieses Mal die reinste Wahrheit wiedergab, verfehlten ihre Wirkung nicht. Trotz ihres Grolles vermochte sie doch nicht ihm dieses Mal nicht zu glauben.

Als Wilhelm zu Ende war, sagte sie: Und dies Alles hast Du mir verschwiegen, und entdeckst mir jetzt erst, wo ich Dich dazu nöthigte?

Der Unbekannte befahl mir Geheimhaltung —

Weil er eine böse Absicht hatte und Deine Unwissenheit mißbrauchen wollte.

Oh, hätte ich das geahnt —

Du hättest aufrichtig sein sollen, jetzt geh' in Dein Cabinet und bete zu Gott, daß er Alles Unglück von Dir abwende.

Der Schulmeisterssohn hatte kaum das Gemach verlas-

sen, so stürzte Frau Steller heraus und rief: Mein Verdacht ist gerechtfertigt!

Sie werden doch nicht den jungen Menschen fähig halten — versetzte Frau Eva erschrocken —

Die Sache muß jetzt weiter untersucht werden, und es wird sich dann herausstellen, in wie ferne er schuldig ist oder nicht.

Ohne die weiteren Einwendungen und Gegenreden der Tante zu berücksichtigen, eilte Frau Steller fort.

Frau Graser sah ihr bestürzt nach und brach in Thränen aus.

Sie erkannte, daß sie ihrem Neffen durch ihr inquisitorisches Talent einen schlimmen Dienst erwiesen hatte.

Sechstes Capitel.

Die Frucht der bösen That.

Wer vermöchte wol die Qualen zu schildern, welche Herr Felix Steller seit dem Besuche des Rothen erlitten hatte?

Sein Kopf war ein Tummelplatz wirrer, wüster Gedanken; sein Herz ein Schlangennest, in dem ein Knäuel der giftigsten Martern hauste.

Schrecken, Angst, Verzweiflung peinigten ihn. Er rang nach einem Auswege, und fand keinen. Die Summe, deren er zur Auswechslung der falschen Noten bedurfte, stand ihm nicht zu Gebote; die Versuche, die er wagte, um ein Darlehen zu erhalten, scheiterten; wohin er sich wandte, er wurde überall mit schönen Worten zurückgewiesen.

Jeder Tag, der von dem festgesetzten vierzehntägigen Termine verstrich, verringerte seine Hoffnung, und mit jedem folgenden schienen sich seine Qualen zu vermehren.

Wie viele Wege hatte er schon gemacht, an wie viele Thüren geklopft — überall umsonst — aber er rastet noch nicht — noch eine Hoffnung hält ihn aufrecht — er denkt an Herrn Flock, den reichen Hausherrn, dessen Sohn der Gatte Idas werden sollte. Er eilt hinaus in die Vorstadt, wird freundlich empfangen, aber Hülfe findet er nicht. Herr Flock senior ist ein bedächtiger Mann, der mit dem Gelde eben so sparsam ist, wie Herr Flock junior mit seiner Zeit und Gesundheit verschwenderisch; der alte Hausbesitzer will weder von einer überstürzten Verlobung noch von einem Darlehen etwas wissen, — Herr Steller sah wieder eine Hoffnung unterzehen.

Nun wußte er nicht mehr, wohin sich wenden — für ihn, den Mann, den langjährige Gewohnheit und Familienbande an den Ort fesselten, gab es keinen Weg, als Schande und Verderben.

Oh, dieses unselige Vermächtniß!

Noch vor wenigen Wochen, am Vormittage jenes Sonntages, an dem der verhängnißvolle Diebstahl geschah, hatte Herr Steller ausgerufen: „Tausend Dank Dir, mein Bruder, Deine Hinterlassenschaft hat mich gerettet!“ und heute stand er wegen eben dieser Erbschaft am Rande der Verzweiflung.

In seiner Macht lag es, das verbrecherische Vermächtniß zu vernichten, er erlag der Versuchung, und wollte die Frucht ernten, an der das Leben seines Bruders klebte. Die Hälfte der falschen Papiere war glücklich verausgabt, mit der anderen Hälfte sollte dasselbe geschehen; da führt das Geschick ein

Verbrechen herbei, und ein mit so großer Beharrlichkeit und Vorsicht ausgeführtes anderes Verbrechen wird entdeckt.

Oh, unseliges Vermächtniß! rief jetzt Herr Steller, warum bist du gerade mir zu Theil geworden? Ein ruinirtes Haus ist besser als ein ehrloses; ohne diese Papiere wäre nur Armuth mein Los gewesen, mit ihnen oder durch sie werden mir jetzt Armuth und Schmach zu Theil!

Der Kaufherr hatte keine Ruhe und keine Rast. Zu Hause duldete es ihn nicht, er vermochte nicht den Anblick seines Kindes, nicht das stechende Auge seiner Gattin zu ertragen, er hatte keine Seele, der er sich anzuvertrauen wagte; er ahnte nicht, daß sein Kind um sein Geheimniß wisse, und daß Hoffnung zur Rettung vorhanden sei. Ida schwieg, weil Heinrich es wünschte, und weil sein Plan das sorgfältigste Stillschweigen erforderte, um dem listigen Gegner die gefährliche Waffe zu entwenden.

So verstrich ein Tag um den andern, und keiner brachte Hilfe; endlich kam der letzte der vierzehntägigen Frist — der Kaufherr ging wie ein sinnloser umher — er sprach nicht mehr, sein Blick war düster, sein Angesicht spiegelte Verzweiflung.

Am Abende kam der Mahnbrief des Rothen, den dieser durch Peter — das arme unschuldige Kind — abgesendet hatte.

Herr Steller, in seinem Gemache eingeschlossen, las die Zeilen. Die Beharrlichkeit und Energie, mit welcher der freche Gauner vorging, ließen ihn keinen Moment zweifeln, daß dieser seine Drohung ausführen, oder im günstigsten Falle die falschen Scheine ausgeben und bei Ergebung eines

Anstandes den Namen dessen nennen werde, dem er sie gestohlen.

Konrads Zeilen steigerten seine Marter zu einer fast unerträglichen Höhe, er vernichtete sie und stürzte verzweiflungsvoll aus dem Hause.

Bald nach seiner Entfernung kehrte Frau Josephine von dem Besuche bei Madame Graser zurück.

Sie suchte den Gatten und fand ihn nicht. Sie fragte Ida — diese wußte nicht, wohin er sich begeben.

Das Angesicht zeigte Aufregung, ihre Miene eine Art von Triumph.

Der Jungfrau, seit Wochen her an die gedrückte Stimmung gewohnt, fiel dies auf, sie wagte deshalb an die Mutter eine Frage.

Frau Steller versetzte: Der heutige Nachmittag mein Kind, war für uns von großer Wichtigkeit. Oh, meine Tochter, Du lebtest diese Zeit her arglos und unbekümmert, während unserem Hause großes Unglück widerfuhr.

Ida erschrack.

Wie, Mutter, rief sie mit bebender Stimmer, Sie wissen —

Frau Steller sah die Tochter betroffen an und sagte: Du fragst, ob ich weiß? Ich möchte an Dich dieselben Worte richten. Hat Dir der Vater etwas mitgetheilt?

Von ihm erfuhr ich nichts, aber ein Zufall machte mich zur unbemerkten Zeugin jenes Besuches, den er an

dem Abende unserer letzten Soiree von einem Fremden erhielt.

Ein Besuch? — Am Abend unserer letzten Soiree? — Davon weiß ich kein Wort!

Sie wissen also nichts? — Und doch sprachen Sie von dem Unglück —

Ich weiß von dem Diebstahl! —

Ganz recht, es ist ein Diebstahl — aber wissen Sie auch, was aus der Casse entwendet wurde?

Ich kenne die Größe der Summe nicht, doch muß sie beträchtlich sein, da der Verlust den Vater so tief bekümmert.

Ida erkannte jetzt, daß die Mutter wohl von dem Diebstahle, aber nicht von der Art desselben Kenntniß habe, sie fand es für gut, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, sondern gab dem Gespräche eine andere Richtung, indem sie sagte: Und warum, liebe Mutter, ist der heutige Nachmittag, wie Sie vorhin bemerkten, für uns von großer Wichtigkeit?

Weil ich dem Thäter auf der Spur bin.

Wär es möglich?

Du wirst staunen, wenn Du vernimmst, wer mit dem Gauner in Verbindung stand?

Wollen Sie mir nicht das Nähere mittheilen?

Ich habe keinen Grund, Dir etwas vorzuenthalten; denn schon Morgen Früh bin ich gesonnen bei der Behörde die Anzeige zu machen. Wisse also, mein Kind, derjenige, welcher mit dem Thäter in Verbindung steht, ist der junge Wilhelm.

Ida erstaunte und schüttelte ungläubig den Kopf.

Wie? Du zweifelst?

Ach, theuere Mutter, würden Sie wissen, was ich weiß, Sie würden ebenfalls zweifeln.

Was ist Dir bekannt, Ida?

Sie verzeihen Mutter, ich darf nicht sprechen, doch schon morgen vielleicht werden Sie Alles erfahren und mit Herzklopfen wahrnehmen, daß Sie die ganze Größe des Unglückes gar nicht gekannt haben, welches der Himmel — ich vertraue auf seine Barmherzigkeit — von uns abwenden möge. Was aber auch immer geschehen mag, um Eines muß ich Sie heute schon anflehen, thun Sie ja keinen voreiligen Schritt und bringen Sie unser Unglück ja nicht vor Gericht, es könnte ein dreifaches Unglück daraus entstehen.

Ida!

Ich flehe Sie an, Mutter, thun Sie es nicht.

Du glaubst also an Wilhelms Unschuld?

Der junge Mensch kann von dem Thäter benützt worden sein, ich geb' es zu, deshalb kann er aber doch unschuldig sein. Indessen ob er schuldig oder unschuldig ist, unsere eigene Lage erfordert strenge Geheimhaltung des Unglückes, und wir können dem Himmel danken, wenn wir uns aus diesem Sturme ans Land retten; mag das Schiff zerschellen, wenn nur kein Menschenleben dabei zu Grunde geht.

Barmherziger Himmel! Was geht in diesem Hause vor? Ich werde irre an meinem Gatten, an meinem einzigen Kinde.

Vertrauen und bauen wir auf Gott, liebe Muter, erst jetzt sehe ich ein, wie wohl ich daran that, Ihnen das zu

verschweigen, was ich in jener Nacht vernahm, ich habe Ihnen damit unsäglichen Kummer erspart.

Du hoffst also, daß Morgen —

Bis Morgen wird die Angelegenheit entschieden sein — möge Gott den beschützen, der für uns thätig ist.

Frau Steller begriff die geheimnißvollen Reden der Tochter nicht, die fromme Zuversicht derselben goß jedoch auch in ihren Busen lindernden Balsam, die Hoffnung der Jungfrau diente auch ihr zur kräftigen Stütze.

Die Nacht brach heran.

Es war dieselbe Nacht, welche der Rothe beim Dürrkräutler zubrachte und die, wie wir wissen, von dem jungen Apotheker zur Ausführung seines Planes benützt worden war.

Frau Steller und Ida harrten noch immer des abwesenden Gatten und Vaters. Er, der sonst nie so spät heim zu kehren pflegte, zögerte heute mit der Rückkunft.

Eine Stunde nach der andern verstrich, der Kaufmann kam nicht.

Mitternach war längst vorüber, Mutter und Tochter versuchten sich den Armen des Schlafes zu überlassen, allein wo die innere Ruhe fehlt, kehrt er selten ein. Einer thränenreichen Nacht folgte ein kurzer Morgenschlummer und ein dumpfes Erwachen — Herr Steller war noch nicht heimgekehrt.

Die Unruhe der Frauen wuchs von Minute zu Minute, ihre Lage war eine peinvolle; hier die Sorge um den Gatten und Vater, dort die Angst um das Gelingen des

Rettungswerkes. Die Stunden schritten in verhältnißvoller Wucht vor — Ida ging aus einem Gemache in das Andere, sie hatte nirgends Ruhe, nirgends Rast.

Endlich kam Heinrichs Schreiben.

Mit fieberhafter Hast riß sie es dem Boten aus der Hand, sie zitterte an Leib und Seele, denn der Inhalt dieses Billets entschied über die Ehre ihrer Familie.

Sie öffnete es mit angstbeklommener Brust, las und stieß einen Freudenruf aus.

Mit den Worten: „Gerettet, wir sind gerettet!" stürzt sie zur Mutter ins Gemach.

Frau Josephine ist mächtig erschüttert und sinkt der Tochter in die Arme. Freudenthränen perlten Beiden über die Wangen.

Nun, da nichts mehr zu fürchten ist, enthüllt Ida vor der Mutter das ganze Geheimniß: diese sieht schaudernd den Abgrund, an dem sie ahnungslos gestanden und findet nun den wahren Grund, warum ihr Gatte die Anzeige des Einbruches so hartnäckig verweigerte.

Auch die Art der Rettung theilte die Jungfrau der Mutter mit, wenige Worte und Heinrichs letztes Billet klärte die Dame auf.

Du hast also mit dem jungen Apotheker in Verbindung gestanden? fragte die Mutter erstaunt.

Ich hatte, dem Willen des Vaters Folge leistend, mich, ich gestehe es, mit schwerem Herzen von ihm losgesagt; nach jener entsetzlichen Scene jedoch, deren ich Zeuge war, nahm ich in der Angst meines Herzens zu ihm meine Zuflucht. und Sie sehen, theuere Muter, ich habe mich nicht getäuscht, er

hat uns gerettet, und auf welche edle Weise! Oh, mich freut die Art, wie er uns rettete eben so, wie die Rettung selbst. Doch jetzt — der Vater — o Gott — wenn nur der Vater schon zurück wäre, damit er hinauseile zu Heinrich und damit auch er nach so langer qualvoller Zeit ruhige Stunden erlebe.

Der Pein nach der einen Seite hin enthoben, bleibt den Frauen noch die Sorge um den Abwesenden. Man sandte zu den Bekannten, in die öffentlichen Locale, die der Kaufmann gewöhnlich zu besuchen pflegte, zu den Geschäftsfreunden, Herr Steller war nirgends zu treffen, man hatte ihn an allen diesen Orten gar nicht gesehen.

Der Vormittag verstrich, der Nachmittag kam, und schritt vor, der Kaufmann kehrte nicht heim.

Die Sorge der Frauen ging nun in bange Unruhe über. Ida tröstete die Mutter, und meinte, der Vater habe sich entfernt, um im Verborgenen abzuwarten, ob der Gauner seine Drohung ausführen werde, oder nicht; da nun der erste Fall nicht mehr zu besorgen sei, so würde er ganz gewiß bald zum Vorscheine kommen.

Frau Josephine nahm den Trost willig an, allein die Unruhe in ihrem Inneren blieb doch.

Der Abend sank herab, die Nacht folgte, das Familienhaupt kam abermals nicht.

Diese seine Abwesenheit vom Hause war die Ursache seines Nichterscheinens bei Heinrich, und hätte bald, wie wir aus dem Besuche des Rothen bei dem jungen Apotheker gesehen haben, die traurigsten Folgen gehabt. Der Geistesgegenwart des jungen Mannes gelang es jedoch, die falschen

Papiere zu vernichten und sich vor dem verzweifelnden Mordangriffe des Bösewichts zu schützen.

Der Kaufmann hatte, nach dem Empfange von Konrads Zeilen, das Haus in großer Aufregung verlassen.

Ohne zu wissen, wohin er den Fuß wenden, oder was er beginnen sollte, enteilte er der inneren Stadt, zwischen den hohen Häusern war es ihm zu enge, zu unheimlich.

Der Gedanke an Flucht durchkreuzte anfänglich seinen Kopf, er wollte fort aus der Stadt, aus dem Lande, um in der Ferne im Verborgenen sein Leben zu fristen.

Bald aber tauchten in ihm gerechte Bedenken auf. Verbrechen seiner Art sind nirgends sicher, werden überall ausgeliefert, wenn auch die schwer zu bewerkstelligende Flucht gelingen würde, was hätte er dann erreicht?

Er gab den Gedanken auf, und suchte nach einem anderen Auswege. Von Ideen umwogt, achtete er auf die Richtung nicht die er einschlug. Im Nachdenken vertieft, eilte er durch die Nacht, und fand sich plötzlich außen auf freier Straße. Er hatte, ohne es zu merken, die Linie passirt.

Jetzt hielt er an.

Oh, mein Gott, klagte er, wohin soll ich mich wenden? Was soll ich thun? — Soll ich zurück? Nimmermehr! War mir schon der Gedanke an den Ruin meines Hauses unerträglich, wie sollte ich den der Schande und Ehrlosigkeit ertragen! Lieber den Tod, als solch' einen Sturz! — Ja, so ist's, mir bleibt kein Ausweg, ich muß fort aus dieser Welt; wenn ich nicht mehr bin, dann mag jener Elende thun, was er will;

er wird büßen, ohne an mir seine fürchterliche Drohung erfüllen zu können.

Nun eilte wieder vorwärts.

Noch diese Nacht will ich leben, murmelte er, und dann komme das Ende. Oh, dieses unselige Vermächtniß! Mein Bruder büßte mit dem Leben, weil er die verbrecherischen Papiere erzeugt hat, ich muß mit dem Leben büßen, weil ich sie benützte. Es muß sein — es ist Verhängniß — ich kann ihm nicht entrinnen, also, es sei!

Der Kaufmann befand sich auf der Heerstraße, die nach Ungarn führt.

Er durchirrte die Nacht. Die Kälte zwang ihn zur raschen Bewegung, und diese erschöpfte seine Kraft.

Als der Morgen heranbrach, lenkte er seine Schritte gegen die Ufer der Donau. Der Strom rauschte eisfrei hinab, nur die kahlen Auen zeugten von der Macht des Winters.

Herr Steller zitterte vor Frost, seine Kehle lechzte nach einem Trunke, sein Magen verlangte nach Speise.

Also hier, murmelte er, hier soll ich enden! Die Flut wird mich vor der Strafe und der Schande sichern. Die Verzweiflung heftet sich an meine Schritte, ich vermag sie nicht zu bannen, nicht zu beherrschen, sondern muß ihr erliegen. Also vorwärts, der Herr sei meiner armen Seele gnädig!

Er wollte einen Schritt vorwärts thun und fühlte sich rücklings erfaßt.

Er sieht sich erschrocken um, und sieht einen Mann in ländlicher Tracht hinter sich.

Der Herr, sagte dieser mit Ernst und Würde, ist keiner

armen Seele gnädig, die so muthwillig in's Verderben rennt; wer sich selbst den Tod gibt, begeht eine Sünde, die er in diesem Leben nimmermehr sühnen kann, er nimmt sie also mit hinüber, und muß dort um so schwerer büßen.

Herr Steller blickte düster zur Erde, der Andere sah ihn forschend an, und fuhr fort: Was hat Ihnen die Welt Leides gethan, daß Sie dieselbe vorzeitig fliehen wollen?

Ich bin unglücklich! murmelte der Kaufmann.

Unglücklich! Sonst nichts? Wenn alle Jene, die unglücklich sind, oder sich unglücklich fühlen, die selbstmörderische Hand an sich legen würden, wie viele Millionen gingen da fort aus dem Leben, blos weil sie zu schwach oder zu feige waren. Das Unglück ist eine schwere Bürde, es frägt sich jedoch, ob man es nicht selbst verschuldet hat? Am Ende klagt auch der Verbrecher, der im Kerker seine Missethat büßt, über Unglück, und vergißt, wie sehr er es verdient hat.

Herr Steller fuhr zusammen, der Andere beachtete es nicht und sagte: Sie haben, wie ich merke, die Nacht außer Hause zugebracht, Sie sind ganz verstört, wollen Sie mir in mein Haus folgen, eine Mühle, unweit von hier, ist mein Eigenthum.

Der Vorsicht ließ Herrn Steller die Einladung ablehnen.

Der forschende Blick des Fremden flößte ihm Angst ein, er fürchtete, dieser hege irgend einen Verdacht, locke ihn zu sich ins Haus, um ihn dann dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern.

So zwingt das böse Bewußtsein den Verbrecher selbst jene zu meiden, die ihm Hilfe zu bieten gedenken.

Von Furcht getrieben eilt er davon und schlägt eine andere Richtung ein. Er nähert sich wieder der Stadt und langt gegen Mittag in Simmering an.

Hier kehrt er in einer Schenke ein, stillt Hunger und Durst und wird von Schlaf und Müdigkeit befallen, so daß er auf eine harte Bank hinsinkt, nicht um einen kräftigen und erfrischenden Schlaf zu thun, sondern um, von fürchterlichen Träumen gepeinigt, sich unruhig hin und her zu wälzen.

Als er erwacht, ist die Dunkelheit bereits herangebrochen, er schrickt zusammen, mit Mühe entsinnt er sich, wo er sich befinde, taumelt auf und wieder fort. Der Unglückliche glaubt sich nirgens sicher.

Die Frage: „Was beginnen?“ drängt sich neuerdings hervor.

Er irrt unschlüßig umher, doch nähert er sich, wenn auch auf Ummwegen, durch Seitengassen des genannten Ortes, immer der Stadt.

Plötzlich hält er vor einem niederen Gehöfe an.

Zwei Fenster desselben gehen auf die Straße. Sie sind erleuchtet.

Der Kaufmann kann bequem in das Innere der Wohnung schauen, die Fensterladen waren noch nicht geschlossen.

Der Anblick, welcher sich ihm darbot, war ein gewöhnlicher; aber es gibt Gemüthsstimmungen, in welchen die alltäglichsten Situationen eine außergewöhnliche Wirkung hervorbringen.

In einer solchen Stimmung befand sich nun Herr Steller.

Was sah er?

Eine gewöhnliche Stube mit ländlicher Einrichtung.

In der Mitte ein Tisch, darauf eine hell brennende Lampe.

Sogar die zahlreichen Heiligenbilder an der Wand sind von dem Lichte gut beleuchtet.

In der Nähe des Ofens steht eine gewaltige Wiege. Dieselbe wird von einer Landfrau geschaukelt, welche dazu mit heller Stimme ein frommes Lied singt. Die junge Frau schläfert eben ihr Kind ein.

Unweit von ihr sitzt ein Mann.

Ein Blick, und man erkennt, daß er der Gatte der jungen Frau ist. Er sieht kräftig und blühend aus.

Der Simmeringer läßt einen von Gesundheit strotzenden, vielleicht dreijährigen Knaben auf seinem Schenkel reiten, hoppst dabei mit dem Beine und ruft immer: „Bleib sitzen — nicht fallen — nicht anhalten — nur zu geritten — trapp, trapp, trapp!"

Der Knabe sitzt wie angegossen auf dem Beine, balancirt frei, ohne sich anzuklammern mit den Armen und beweist, daß er in wenigen Jahren fähig sein werde, auf dem Höcker des ersten, besten Simmeringer Vollblutrenners ohne Sattel und Zügel zu paradiren.

Die Glorie dieses Bildes ist ein Greis, mit Silberhaaren, der am Tische sitzt und in einem Kalender nach Wind und Wetter späht. Ihn stört nicht der Gesang der Tochter, nicht der Lärm des Eidams, nicht das Lachen des dreijähri-

gen Enkels, er ist in seiner Lectüre vertieft, bei der er sich trotz seines Alters keiner Gläser bedient.

Herr Steller überfliegt diese Scene mit glühenden Blicken.

Welch ein Bild häuslichen Glückes und ländlicher Genügsamkeit.

Er, ein Kaufmann auf dem Hohen Markte, steht gefahrumgeben auf offener Straße, muß sein Haus, seine Familie fliehen, muß zittern vor jedem Unbekannten, in dem er einen Diener der Sicherheitsbehörde fürchtet, und diese einfachen Leute sitzen gemüthlich und glücklich bei einander, sind frohen Muthes, singen und lärmen, und sie fürchten keine Seele auf dieser Erde, sie scheuen keine Autorität, keine Macht, denn ihr Bewußtsein sagt ihnen, daß sie jeden Menschen Rede stehen können und nichts zu befürchten hätten als höchstens die Gewalt und das Verbrechen.

Diese ganz natürliche Betrachtung, das Ergebniß einer einfachen unwillkürlichen Vergleichung, brachte bei dem Unglücklichen eine erschütternde Wirkung hervor. Die Trostlosigkeit seiner Lage sprang ihm noch schroffer ins Auge, ein namenloses Weh durchzog seine Brust, er stürmte fort durch die Nacht, in Gedanken das unselige Vermächtniß verwünschend und seinen eigenen Hochmuth, seine falsche Scham, die ihn lieber zum Verbrechen greifen ließen, als des bisherigen Ansehens und der gesellschaftlichen Stellung verlustig zu werden.

Ziel- und zwecklos umherstreifend verbrachte er die zweite Nacht außer Hause; er war zu zaghaft sich weit zu entfernen und zu furchtsam, um heimzukehren; er

dachte an Ida, an seine Gattin und malte sich den Kummer, welchen sein Ausbleiben ihnen verursachen würde.

Wenn ich sie nur minutenlang sähe, dachte er, um zu erfahren, ob nach mir gefragt worden, oder ob irgend etwas von Bedeutung im Hause vorgefallen sei? Ich möchte die Meinen trösten und dann, dann fort in die weite Ferne, um der Strafe und der Schmach zu entgehen.

Er faßte einen Entschluß.

Der Morgen begann heranzudämmern; mitten zwischen den hundert Fuhrwerken, welche um diese Zeit die Linie passirten, kam er in die Vorstadt. Er ging durch die Straßen, in denen sich bereits hie und da der Verkehr zu regen begann. Er machte absichtlich Umwege, um die Zeit abzuwarten, um welche die Hausthore in der Stadt aufgesperrt werden, auf diese Weise hoffte er ungemerkt in das Haus zu schlüpfen und es dann eben so wieder zu verlassen.

Er kommt den Stephansplatz herab und biegt am Lichtensteg gegen den hohen Markt ein.

Plötzlich schrickt er zusammen.

Ein Commissär mit zwei Polizeisoldaten kommen vom oberen Theile des Platzes herab.

Seine Angst steigerte sich, sein Gewissen rüttelt jede Fiber wach.

Er beflügelt seine Schritte.

Wohin gehen sie? denkt er und beeilt sich — damit sie ihm nicht begegnen, in's Haus zu gelangen, bevor sie es erreichen.

Er ist unter der Einfahrt, erreicht die ersten Stufen der Treppe und blickt scheu zurück.

Er will sehen, ob die Gefürchteten am Hause schon vorüber sind?

Wie tausend Blitze schlägt es in seiner Seele — sie folgen ihm auf dem Fuße nach.

Sie kommen, mich zu holen! das ist das Einzige was er noch zu denken vermag.

Von diesem Momente an ist er seines Willens, seines Geistes nicht mehr mächtig.

Er stürzt die Treppe hinan — der Wahnsinn streckt die gierigen Krallen nach ihm — er biegt nicht in seine Wohnung ein — sondern rast mit furchtbarer Hast in die zweite Etage — aber, oh Entsetzen — er hört auch hier die Diener der Sicherheit hinter sich — er stürmt fort in die dritte — gräßlich — sie folgen ihm noch immer — jetzt gibt es keinen Ausweg mehr — das Gewissen hetzt sein Opfer, Raserei und Verzweiflung spielen mit ihrer willenlosen Beute — er springt auf ein eisernes Geländer, welches einen Gang einrahmt, stößt einen fürchterlichen Schrei aus und stürzt sich hinab in den Hof.

Wenige Momente später — im Hause wird es lebendig.

Die Kunde des gräßlichen Vorfalls durchfliegt alle Quartiere.

Der Leichnam des Kaufherrn wird in seine Wohnung gebracht.

Entsetzen, Jammer, Thränen, Klagegeschrei!

Der Commissär hatte einen Auftrag im dritten Stocke zu erfüllen — der unglückliche Kaufherr rannte in den Tod, denn er wähnte, der Besuch gelte ihm.

Es ist das Los eines jeden Verbrechers, Alle zu fürchten, die mit der Handhabung der öffentlichen Sicherheit betraut sind.

Die verbrecherischen Papiere hatten ihrem Erzeuger den Tod gebracht — ihrem Verbreiter wurde dasselbe Los zu Theil! Er war gerettet, mußte aber doch untergehen, das ist der Fluch der bösen That!

Siebentes Capitel.

Der Rothe kommt dem Döblinger zu Hülfe.

Man muß mit dem Charakter und der Natur mancher Menschen innig vertraut sein, um ihre Handlungsweise in gewissen Situationen nicht nur zu beurtheilen, sondern sogar glaubwürdig zu finden!

Viele unserer Leser werden es gewiß unbegreiflich finden, wie Simon und der Döblinger, nachdem jeder von ihnen im Besitze von 9750 Gulden echten, baren und unverfälschten Geldes war, nur eine Stunde lang an dem Ort der Gefahr weilen konnten, der Gefahr, die ihnen von ihrem Genossen, den sie bestohlen, und auch von behördlicher Seite drohte?

Man hätte glauben sollen, sie würden sich alsogleich aufraffen, in irgend eine abgelegene Gebirgsgegend fliehen, um dort so lange, als es anging, von ihrem Geld zu leben;

sie thaten es aber nicht; wir fanden bereits den Schnurbärtigen in Wien, wir werden auch dem Hirsch begegnen.

Wir wollen die auffallende Handlungsweise der beiden Gauner erklären.

Der Döblinger hatte, wie wir hörten, die Abreise mit seiner Julie bereits beschlossen. Er fühlte eine unheimliche Situation in Wien und traf Anstalten, ihr zu entrinnen; er vermochte es jedoch nicht über sich, mit einem Capitale von 9740 Gulden die Residenz zu verlassen, ohne mindestens einen Theil davon verausgabt zu haben. Geld besitzen und es nicht anwenden, das war etwas, was der Natur dieses Menschen ganz und gar widersprach.

Er dachte daher: „ich bleibe heute noch in Wien, mache Einkäufe, der Rothe wird während dieser kurzen Zeit den Abgang des Geldes nicht entdecken, und morgen um diese Stunde bin ich über alle Berge.“ Diese, anderen Menschen unbegreifliche Unvorsichtigkeit entsprang daher einem Charakterzuge und stand mit der bekannten Leichtfertigkeit des Döblingers im vollsten Einklange.

Bei Simon waren wieder andere Triebfedern thätig, die ihn noch hier verweilen ließen. Es war der Geiz und die Sucht zu stehlen.

Das von dem kleinen Peter, dem unschuldigen Kinde, proponirte Geschäft bei dem Goldarbeiter im Hofe war zu lockend, als daß ein Mensch wie Simon, der nicht leben konnte ohne zu stehlen, der überdies so geldgierig war, ihm widerstanden hätte. „Dieses Geschäft, dachte er, will ich noch machen, in zwei Tagen bin ich damit zu Stande und dann mache ich mich auf die Socken; 9750 Gulden besitze ich schon,

vielleicht gelingt es mir, noch 10,000 Gulden dazu zu machen, dann will ich ferne von Wien eine Weile ausruhen!"

Ob es ihm mit dem „Ausruhen" Ernst war, daran zweifeln wir aus sehr gewichtigen Gründen, denn wie gesagt, der Hirsch konnte nicht leben, ohne zu stehlen, er sprach jedoch davon, gleichsam, um den weniger verdorbenen Theil seines Ichs damit zu beruhigen.

Simon war, wenn auch nicht listiger, so doch verschmitzter als sein Spielgenosse. Er wich nicht nur dem Rothen aus, sondern beschloß auch dem Döblinger aus dem Wege zu gehen; er kannte dessen Wankelmüthigkeit und traute ihm nicht, er vermied es auch, sich in seiner bisherigen Wohnung aufzuhalten, kurz, er wendete alle Vorsicht an, um nicht gefunden zu werden.

Als Michel zu dem Rothen gesagt hatte: „Mein Wort darauf, ich liefere ihn!" hatte er sich einer Aufgabe unterzogen, die schwerer war, als er denken mochte.

Nachdem er sich von dem Rothen, mit dem er zugleich die Wohnung seiner Julie verließ, getrennt hatte, begab er sich in Simons Quartier, und fand es geschlossen; auf seine Erkundigung erfuhr er, „der Herr" sei den ganzen Tag nicht daheim gewesen.

Michel eilte nun in die Schenke zur „Jakobsleiter," Simon war nicht nur nicht anwesend, sondern es hatte ihn auch keiner der zahlreichen „Bekannten," die hier zechten, an diesem Tage gesehen. Der Suchende ermüdete nicht. Er durchstöberte noch einige Schlupfwinkel des Kameraden, ohne ihn jedoch zu finden. Er hatte dem Rothen versprochen, in einer

Stunde beim „falschen Zahn" im Lerchenfeld sich einzufinden; diese Frist war bereits vorüber, und sein gegebenes Wort war noch nicht gelöst.

Er ging also ohne Simon hinaus.

Konrad saß einsam in einer Ecke. Es war schon nahe an der Sperrstunde. Michel kam, als ob er seinen Geschäftsfreund blos abholte, und verließ, ohne sich aufzuhalten, mit ihm die Stube.

Hast Du ihn gefunden? fragte der Rothe mit Hast.

Bruder Rother, der Schuft ist nirgends zu treffen. Ich vermuthe, daß er sich gar nicht mehr hier befinde.

Deine Vermuthung, versetzte Konrad nach einigem Nachdenken, ist falsch. Ich sage Dir, er ist noch hier; aber er hat sich verkrochen.

Oh, wenn ich nur eine Ahnung von dem Orte hätte, ich würde ihn wie eine Grille aus dem Loche herauskitzeln.

Eine stumme Pause.

Bruder Rother, woran denkst Du?

Ich hab' eine Idee.

Wohin gehen wir?

Nach Ottakring!

Was willst Du in Ottakring?

Wir wollen eine Grille herauskitzeln.

Der Döblinger wirbelte seinen stattlichen Schnurbart und murmelt: Du hoffst also?

Ich hoffe.

Abermalige Pause.

Michel zweifelte nicht mehr, daß sie Simon finden

würden, denn wenn der Meister sagte: „Ich hoffe!“ so war dies eben so viel, als wenn ein Anderer „Gewißheit“ gelobt hätte.

Es ist eine helle Winternacht.

Der Mond wirft sein magisches Licht auf die schneeleere Gegend. Ein kalter Wind streicht von der Höhe herab, einzelne Wolken schwelgen durch die Luft, und verhüllten auf Augenblicke die nächtliche Leuchte.

Das Wetter ist heiter, aber kalt.

Die beiden Wanderer hatten den Anfang des Ortes erreicht.

Bruder Rother!

Was gibt's?

Sind wir bald am Ziele?

Noch nicht.

Der Wind ist unangenehm.

Er erfrischt.

Den Teufel auch! Für eine solche Erfrischung danke ich. Meine Finger sind bockstarr.

Was liegt daran, Du wirst heute nicht mehr in die Lage kommen, Deine Finger zu gebrauchen.

Der Döblinger murrte.

Was brummst Du?

Es scheint, als wolltest Du mich ferne halten —

Das beabsichtige ich nicht; aber mit Simon muß ich es allein abthun.

Bruder Rother, Du willst mich also eines Vergnügens berauben?

An Vergnügen wird es Dir trotzdem nicht mangeln.

Wie fangen wir's an?

Du sollst es gleich hören. Wir werden vor einer Hütte Halt machen. Es ist ein ziemlich isolirtes Gehöfte.

Aha, ich begreife!

Dort wohnt eine dem Hirsch befreundete Familie.

Davon wußte ich gar nichts.

Kennst Du den kleinen Peter?

Freilich kenne ich ihn.

In jener Hütte wohnt also seine Familie, und dort werden wir unsere Grille finden.

Vortrefflich.

Deine Aufgabe ist es —

Den Simon herauszulocken —

Bewahre, Döblinger! Wir müssen behutsamer zu Werke gehen; sobald der verschmitzte Schuft sich verbirgt, so ist die natürliche Folge, daß er verläugnet werden wird. Von Simon darf also vor der Hand keine Rede sein. Deine Aufgabe ist es — blos den kleinen Peter heraus zu locken, ohne daß es im Hause besonders auffällt. Du gibst vor, mit ihm sprechen zu müssen — von meiner Anwesenheit erwähnst Du nichts — sonst folgt Dir der Junge nicht. Ich werde Deiner in der Nähe harren.

Der Auftrag war so einfach, daß der Schnurbärtige kein Wort mehr darüber verlor, sondern seinen Gedanken nachhing.

Jetzt blieb Konrad stehen.

Dort, sagte er, ist die Hütte. Geh' und thue, wie ich Dir befohlen.

Michel ging auf die Hütte zu.

Der Rothe blieb allein.

Rings herum herrschte tiefe Stille. In der Ferne vernahm man zeitweise Hundegebell. Sonst störte nichts die nächtliche Ruhe. Die Fenster der umliegenden Hütten waren bereits alle dunkel, auch bei dem bezeichneten Gehöfte war dies der Fall; doch Konrad traute der dunklen Außenseite nicht, er wußte aus Erfahrung, daß künstliche Blendungen oft das innere Leben verhüllen, und daß man nicht überall schläft, wo von außen kein Licht zu schauen.

Er überließ sich seinen Gedanken.

Welch eine Masse von Ereignissen war in dem Zeitraume von kaum dreißig Stunden über ihn herein gestürmt?

Gestern Nachmittags war er noch im Besitze der falschen Noten, er zweifelte nicht an Lottis Besitz, an die Gefügigkeit Fanni's. Da kommt sein Hausherr und kündiget ihm die Wohnung. Mit dieser geringfügigen Scene begannen seine Widerwärtigkeiten. Hierauf erfolgt sein Besuch bei Brandelmayer und die Einladung des Dürrkräutlers, bei ihm zum Nachtessen zu bleiben. Noch träumt er von dem Gelingen seiner Plane, denn er kannte die Falle noch nicht, die ihm in dieser Nacht gelegt worden war. Am heutigen Vormittage nach Hause gekommen, findet er sich bestohlen, nun folgen rasch nach einander die Scenen bei Fanni, bei dem jungen Apotheker, bei dem Döblinger; die falschen Scheine, der Anker seiner Rettung, sind vernichtet, die echten Noten haben die Kameraden unter sich getheilt, die junge Frau hat mit riesiger Kraft die Fesseln gesprengt, in die er sie schmieden wollte, Lotti ist für ihn verloren, und so

steht er da verrathen, bedroht, verfolgt, um an demjenigen Rache zu nehmen, den er für die Hauptursache seines Unglückes hält.

Dies ungefähr waren die Gedanken, mit denen sich der Rothe beschäftigte, während der Döblinger sich dem Gehöfte näherte, in welchem die Familie Peterls wohnte, die das unschuldige Kind seiner Angabe nach erhalten mußte.

Die beiden Fenster der Hütte, welche auf die Straße herausgingen, zeigten keine Spur inneren Lebens. Der Döblinger mochte forschen so lange und so genau er wollte, er entdeckte keinen Spalt, er sah keinen Lichtstrahl, er vernahm keinen Laut.

Der zu der Hütte gehörige Hof war mit einer Bretterwand umfriedet. In dieser befand sich die Hausthüre.

Michel versuchte die Klinke — die Thüre ging auf — er trat ein.

Er befand sich im Hofe und gewahrte zwei Thüren, die eine führte in den Vordertheil der Hütte, die andere in einen kurzen flankenartigen Anbau.

Der Döblinger näherte sich der ersteren und versuchte sie zu öffnen. Zu seiner Verwunderung ging auch sie auf.

Blitz und Hagel, dachte er, was ist das für ein patriarchalisches Haus? Hier sind ja alle Thüren offen, als ob das edle Schlosserhandwerk noch gar nicht erfunden wäre. Die Familie des Herrn Peterl setzt in ihre Gewerbegenossen sehr großes Zutrauen. Wir danken schön fürs Compliment. Wenn es aber lauter Käufer gebe, würde es um das Sprich-

wort: „Ein Rabe hackt dem Anderen die Augen nicht aus!" schlecht stehen.

Der Raum, in dem sich Juliens Geliebter jetzt befindet, ist eine Küche, er tappt vorwärts und stößt abermals an eine Thür. Auch diese ist offen.

Er tritt in die dunkle Wohnung, hält stille und horcht.

Er vernimmt das Athmen eines Schlafenden.

Er horcht aufmerksam und denkt: Das ist der Peterl, ich wette Tausend gegen Eins.

Er horcht abermals.

Ich höre nur ihn, denkt er, er ist allein zu Hause!

Hierauf ruft er: Peterl! Peterl!

Der Junge schläft fort.

Der Döblinger schreit jetzt: Peterl! Peterl!

Der Schlafende fährt mit dem Rufe: „Die Polizei!" in die Höhe.

Das unschuldige Kind! Es hatte eben von der Polizei geträumt.

Peterl, sagte der Schnurbärtige, mache keinen Lärm, ich bin hier, der Döblinger, sei so gut, und mache Licht.

In der Stube herrschte eine undurchdringliche Finsterniß.

Der Knabe verließ das Lager — dann wurde es stille.

Michel hörte nichts mehr.

Nun Peterl, was thust Du? Du brauchst lange, um Licht zu machen.

Keine Antwort.

Jetzt hört der Döblinger in seiner Nähe eine leise

Bewegung. Er lehnt sich fest an die Thüre, von der er noch nicht gewichen war.

Zwei vorwärts tappende Hände berührten ihn, er faßt sie mit Blitzesschnelle. Sie gehörten dem Knaben.

Peterl schreit auf — denn der Schnurbärtige preßt ihm die Arme zusammen, daß sie knacken, und murmelt dabei. Still, kleiner Spitzbube! Du hast mir entwischen wollen, aber ich weiß, mit wem ich es zu thun habe, und war vorsichtig. Jetzt entkommst Du mir nicht mehr. Wenn Du Lärm machst, bring ich Dich um.

Um's Himmels willen, schluchzte Peterl, was habe ich Ihnen zu Leide gethan, Herr Döblinger, was wollen Sie von mir unschuldigem Kinde?

Vor Allem will ich, daß Du Licht machst.

Ich habe keine Zündhölzchen.

Du lügst, kleiner Schurke! Du treibst mit diesem Artikel Handel — Du mußt welche haben.

Ich werde vielleicht noch einige Stück haben, meinte das unschuldige Kind, aber ich muß sie suchen, darum lassen Sie mich los.

Ich lasse Dich nicht — komm, ich werde Dir suchen helfen — damit Du sie jedoch schneller findest, will ich Dich ein wenig aufmuntern.

Der Döblinger schob den Jungen vor sich her, und preßte ihm die Arme mit solcher Heftigkeit, daß er die Zündhölzchen augenblicklich fand, und Licht machte.

Siehst Du, Schelm, daß ich Recht hatte.

Peterl war bleich, und weinte.

Ich habe Ihnen nichts gethan, klagte er, und wischte

sich mit dem Aermel die Nase, und Sie behandeln mich wie Ihren Feind.

Du bist ein kleiner Schuft, Du hast mir entwischen wollen, und so etwas muß gestraft werden. Jetzt kleide Dich an.

Was wollen Sie von mir?

Ich sage nichts, als kleide Dich an!

Peterl befolgte die Weisung.

Während das unschuldige Kind seine Toilette machte, führte Juliens Geliebter mit ihm folgendes Gespräch, wobei Peterl zu weinen nicht aufhörte:

Ist das die einzige Stube in diesem Hause?

Ja!

Du lügst! Wohin führt denn die zweite Thüre, die man im Hofe sieht?

Das Behältniß dort ist keine Stube, sondern nur eine Kammer.

Wer bewohnt diese Kammer?

Niemand. Es werden nur Geräthschaften darin aufbewahrt.

Wer ist gegenwärtig außer Dir noch im Hause?

Keine Seele.

Wo ist denn Deine Familie?

Ach, meine Familie! seufzte der Knabe.

Wo ist sie?

Der Bruder ist im Arbeitshaus —

Weiter!

Der Vater im Zuchthaus — die Schwester im Spital —

Und die Mutter?

Die Mutter ist bei einer Hausunterhaltung im Lerchenfeld.

Du bist also ganz allein?

Ja, Herr Döblinger, ganz allein.

Peterl war angekleidet.

Michel faßte seine Hand, und sagte: „Jetzt komm mit mir!"

Um Gottes willen, Herr Döblinger, wohin führen Sie mich?

Folge mir, und mach' keinen Lärm, sonst martere ich Dich zu Tode.

Löschen Sie nicht das Licht aus?

Nein, mein Sohn, das Licht bleibt brennen, es wird einem Anderen Dienste leisten.

Der Schnurbärtige führte den Knaben über den Hof auf die Straße zu Konrad.

Als Peterl den Rothen erkannte, begann er zu zittern.

Du bist lange ausgeblieben, Döblinger?

Dafür ist mein Auftrag prompt vollzogen. Da ist der kleine Spitzbube. Er ist, wie er sagt, ganz allein zu Hause, und wollte mir entwischen.

Gnade, Erbarmen! flehte der Knabe, indem er sich an den Rothen wendete.

Peterl, begann dieser, Du hast Dich zwar neulich bei mir sehr ungebührlich benommen, ich bin aber nicht der Mann, bei ungezogenen Kindern den Hofmeister zu spielen. Du glaubst, ich sei gekommen, Dich für Deine Keckheit zu bestra-

fen, und flehst mein Erbarmen an, Du irrst Dich, Du sollst Dein Theil von dem Geschäfte bekommen, aber Du mußt aufrichtig sein.

Ja, bester Herr Konrad, ich will es, sprechen Sie nur, fragen Sie!

Du sagtest zum Döblinger, es sei, außer Dir Niemand im Hause?

Ja, so sagte ich.

Das ist nicht wahr.

Ach, bester Herr Konrad, ich bin ein unschuldiges Kind.

Du bist ein lügnerischer Schuft. Ich sage Dir, in Euerem Hause befindet sich der — Hirsch.

Wer? ich bitte, wer?

Oh, Du Erzschelm! Thu nicht, als ob Du den Namen nicht kennetest! Mach' mich nicht wüthend, Peterl, oder Du wirst diese Stelle nicht mehr lebend verlassen.

Der Döblinger preßte seinen Gefangenen am Arme, um ihn williger zum Geständnisse zu machen.

Ach, Herr Konrad, wimmerte dieser, ich weiß nicht, wie Sie dazukommen, den Hirsch bei uns zu suchen.

Meinst Du, ich wisse es nicht, daß Simon, bevor er in den Kerker kam, der Liebhaber Deiner Schwester war? Er stand auch mit Deinen Eltern auf vertrautem Fuße, er ist hier, er muß hier sein.

Ah, mischte sich jetzt der Döblinger in die Unterhaltung, ich wette, er ist in der rückwärtigen Kammer. In der Vorderstube und in der Küche sah ich nichts.

Nun Peterl, was antwortest Du darauf? Bekenne

die Wahrheit, oder, bei allen Teufeln, ich schwöre Dir's, Du überlebst diese Stunde nicht.

Das unschuldige Kind sah ein, daß ihm zwischen solchen zwei Gegnern das Läugnen nichts fruchte, er murmelte daher: Ja, Herr Konrad, Simon befindet sich in der Kammer!

Dem Rothen genügte dies Geständniß noch nicht, er fuhr fort: Wie gelangt man in die Kammer?

Durch die Thüre die man vom Hofe aus sieht.

Hat die Kammer Fenster?

Eins; es führt rückwärts aufs Feld.

Ist es vergittert?

Ja, es hat ein Gitter, aber man kann es von innen ohne Mühe ausheben, damit man im Falle der Noth durch das Fenster entfliehen kann.

Das ist eine schöne zweckmäßige Einrichtung! brummte Juliens Geliebter.

Hat die Kammer sonst keinen Ausgang? —

Das unschuldige Kind wurde verlegen.

Peterl, drohte der Rothe, berichte Wahrheit, ich verstehe keinen Scherz, ich muß mit Simon heute noch sprechen. Ich frage Dich also, hat die Kammer noch einen Ausgang?

Ja, Herr Konrad, es ist dieses das Geheimniß meiner Familie, an der linken Wand steht ein Schrank, hinter diesem ist eine Oeffnung, durch welche ein Mann kriechen kann.

Und wohin mündet dieser Schlund?

In den Graben, der kaum hundertundfünfzig Schritte vom Hause zwischen den Feldern sich dahinzieht.

Ist außer diesem dritten Ausgang noch einer vorhanden?

Nein, Herr Konrad, das ist der letzte.

Simon befindet sich also in jener Kammer eingeschlossen.

Ja, Herr Konrad! Er hat von innen zugesperrt, und öffnet nur auf ein gewisses, früher verabredetes Zeichen. Wenn Jemand Einlaß fordert, ohne das bestimmte Zeichen zu beobachten, so entflieht er durch das Fenster, oder, wenn auch dieses besetzt ist, durch den Canal.

Und welches ist dieses Zeichen.

Ein fünfmaliges Klopfen und darauf drei Zischer mit dem Munde.

Hat man sonst noch etwas zu beobachten?

Das ist Alles, ganz gewiß, Alles.

Peterl, ich gehe jetzt hinein, wenn Du mich angelogen hast, wird der Döblinger seine Schuldigkeit thun.

Bruder Rother, sei außer Sorge, mir kommt der Junge nicht aus. In der Vorderstube findest Du eine brennende Kerze, sie wird Dir gute Dienste leisten.

Michel, Du stellst Dich mit Peterl an dem Kammerfenster auf, sollte Simon entfliehen wollen, so weißt Du, was Du zu thun hast. Kommt er nicht durchs Fenster, so muß Dich der Junge zur Canalmündung führen und Du erwartest ihn dort. Geschont wird heute Niemand, das versteht sich von selbst. Sobald das Kammerfenster sich in drei

Minuten nicht erleuchtet, so ist dies ein Zeichen, daß Simon mich nicht einläßt und an Flucht denkt.

Nach dieser Anordnung begab sich Konrad an das Geschäft und der Döblinger — das unschuldige Kind mit sich zerrend — schlich zum rückwärtigen Fenster.

Konrad holte die brennende Kerze und ging zur Kammerthüre.

Er klopfte fünf Mal und zischte darauf drei Mal.

Der Hirsch, vom leisen Schlummer erwachend, öffnete die Thüre.

Er taumelte zurück.

Der Rothe stand vor ihm.

———

Achtes Capitel.

Eine Unterhaltung unter sechs Augen und vier Ohren.

Die Situation ist nun Folgende.

In der Kammer befindet sich der Rothe und Simon.

Außen im Freien, am Kammerfenster, steht der Döblinger. Er sieht bequem, was drinnen vorgeht und hält Herrn Peterl mit eiserner Faust am Arme.

Der Rothe hatte auf dem Herwege, als von dem „Abthun" Simons die Rede war, zu ihm gesagt: „An Vergnügen wird es Dir trotzdem nicht mangeln!" und er hatte Recht. Michel genoß wenigstens die Wonne des Zuschauers, wenn er auch auf jene der Mitwirkung Verzicht leisten mußte.

Simon stand ganz angekleidet vor Konrad.

Leute, wie der Hirsch, pflegen sich nicht auszukleiden, wenn sie sich von Gefahren bedroht wissen, und daß er dies

wußte, beweißt die Beschaffenheit seiner Nachtherberge und die Vorsicht, die er außerdem noch anwendete.

Konrad fixirte einige Momente den Hirsch, und seine Augen sprühten Unheil und Verderben, als er an ihn die Frage richtete: Seit wann wohnst Du in dieser Hütte?

Ich wohne nicht da, ich war nur Abends in Geschäften hier und habe mich verspätet, stammelte der Andere mit einer Jammermiene.

Du hofftest wohl nicht, mich in dieser Nacht noch zu sehen?

Ich dachte an Dich, Bruder Rother, und nahm mir vor, Dich zu besuchen, bevor ich zur Stadt zurückkehre.

Ich werde Dir die Rückkehr ersparen, Simon.

Der Hirsch that, als verstünde er den Sinn dieser Worte nicht und sagte: Wie es Dir beliebt, wir können gleich hier unsere Angelegenheiten ordnen, es hängt nur von Dir ab, Bruder Rother.

Konrad fuhr auf.

Nenne mich nicht mehr Bruder, ich bin Dein Bruder, Dein Kamerad nicht, ich will nicht der Genosse eines Elenden sein, eines Schurken, wie die ganze Welt keinen zweiten aufzuweisen hat.

Konrad, ich bitte Dich, verdamme mich nicht.

Wir wollen unsere Angelegenheit kurz abfertigen. Du weißt, ich kenne Dich. Von einer Täuschung oder einem ungerechten Urtheile über Dich kann nicht die Rede sein. Du hast den wankelmüthigen Döblinger bethört, und ihn be-

redet mich zu bestehlen. Durch diesen Diebstahl hast Du über uns Alle das Unglück heraufbeschworen und ich bin hier, um Dich deshalb zur Rechenschaft zu ziehen.

Konrad, jammerte der Hirsch, wie kannst Du nur glauben, daß ich den Döblinger bethört hätte, im Gegentheile, er war es —

Oh, Du Schändlicher, Du lügst noch in deinen letzten Augenblicken; willst Du, daß ich den Döblinger herein rufe, damit er Deine Niederträchtigkeit höre und Dich Lügen strafe. Sieh hin auf das Fenster, er steht draußen, jeden Augenblick bereit herein zu stürzen und Dich zu erwürgen.

Simon sendete einen furchtsamen Blick nach dem Fenster, und sah das breite Antlitz Michels vor demselben, das große Auge schaute unheimlich herein, sogar der Schnurbart war sichtbar.

Konrad, flehte jetzt der Hirsch, laß den Döblinger draußen, ich will mit Dir sprechen, und in Alles willigen, was Du begehrst.

Ich begehre von Dir nichts, ich will nur meine Rache befriedigen, das ist der Zweck meines Hierseins.

Um Gotteswillen — Konrad —

Ich werde Dich umbringen, oder wenn es Dir angenehmer ist, Du wirst Dich selbst tödten, in meiner Gegenwart. Ich lasse Dir die Wahl.

Konrad, Du wirst doch nicht wegen des Geldes? — Oh, Du glaubst nicht, wie sehr ich das Geschehene schon bereue! Ich habe von der genommenen Hälfte noch keinen Heller verausgabt, ich will Dir die Summe übergeben, ich verzichte auf Alles —

Das glaub' ich gerne, jetzt wo ich Dir sagte, daß man auf uns fahndet, kannst Du leicht auf Alles verzichten. Gestohlenes Geld hat für uns nur so lange einen Werth, als man die Thäter nicht kennt, sobald diese verrathen sind, hört die Sicherheit und mit ihr der Werth des Geldes auf. Ob ich bei meiner Arretirung vier- oder neuntausend Gulden in der Tasche habe, macht wenig Unterschied, wenn man aber bei mir keinen Heller und bei Euch Beiden die ganze Summe findet, so könnte mir dies bedeutend zu Statten kommen. Des Geldes wegen bin ich also nicht heraus gekommen. Ich bin hier, um Dir Deine Schlechtigkeit zu vergelten, und um meine Rache zu kühlen. Du trägst die Schuld, daß der einzige Schritt, der noch heute Vormittags zu unserer Rettung hätte geschehen können, nicht mehr unternommen werden konnte, weil das echte Geld nicht mehr vorhanden war, welches man mir ohne mein Wissen statt der falschen Noten hingelegt hatte, Du bist Schuld, daß ich dann, in dem Glauben, man habe mir die falschen Noten gestohlen, Schritte unternahm, deren Erfolg ein unglücklicher war, und die uns jetzt vollkommen bloßstellen. Du in meiner Lage würdest fünf Morde zu begehen im Stande sein, ich — begehe nur Einen.

Der Hirsch fühlte, daß es dem Rothen mit seiner Drohung vollkommen Ernst sei und es überlief ihn eiskalter Schauer.

Konrad, stammelte er dieses Mal mit verbissener Wuth, Du vergissest wol, daß ich vom Momente an, wo ich nichts mehr zu verlieren habe, auch Alles auf's Spiel setzen werde?

Darauf bin ich gefaßt, denn ich kenne meinen Mann.

In diesem Momente rief Simon: „Du kennst ihn noch nicht, Du sollst ihn erst kennen lernen!“ und sprang flink und behändig wie ein wildes Thier auf ihn los.

In seiner Hand funkelte ein spitziges Messer, welches er während des Sprunges geschickt unter seinem Kleide hervorgerissen hatte.

Von Außen hörte man den Wehruf des Döblinger.

Der Rothe kannte aber wirklich seinen Mann, er machte einen Sprung zurück und hielt dem Hirsch die Mündung seines Terzerols entgegen, dessen zweiter Lauf noch geladen war.

Von Außen vernahm man jetzt den Schnurbärtigen, der durchs Fenster hereinrief: Schieß, Bruder Rother, schieß ihn nieder, den Hund.

Simon wurde todtenbleich.

Weg mit dem Messer! heischte ihm Konrad zu.

Thu Du dasselbe mit der Pistole! lautete die Antwort —

Willst Du gehorchen, Schuft?

Statt dieses zu thun, schleuderte der verzweifelte Hirsch das Messer gegen seinen Feind.

Konrad wich der zischenden Waffe aus und warf sich dann auf Simon, der entsetzlich zu schreien begann.

Im Nu lag der Hirsch auf dem Boden, der Rothe auf ihm.

Jetzt hat er ihn; murmelte der Döblinger draußen.

Was geht d'rin vor? schluchzte das unschuldige Kind.

Nichts, mein Sohn, nichts! — der Döblinger wurde vor Wonne ganz zärtlich — der Rothe macht blos sein Meisterstück.

Ich hörte vorhin Herrn Simon schreien.

Herr Simon hat vor Wonne geschrien! Der Rothe hat ihn nur ein wenig gekitzelt.

Nach einer kurzen Pause: Kannst Du beten, Peterl?

Nein, Herr Döblinger, man hat es mich nicht gelehrt, weil ich noch ein unschuldiges Kind bin.

Schade, brummte Michel und drehte seinen Schnurbart, Schade, daß Du es nicht kannst, jetzt wäre so der passende Augenblick, für eine arme Seele ein „Vaterunser" zu beten.

Der Schnurbärtige irrte sich.

Während der Rothe den Hirsch unter sich und ganz in seiner Gewalt hatte, durchflog ein höllische Idee seinen Kopf.

Er verstopfte ihm mit einem Tuche den Mund, daß Simon nicht schreien konnte, dann sagte er zu ihm: Ich hätte Dich jetzt ohne Mühe erwürgen können, aber es liegt nicht in meiner Absicht, Dir die Wohlthat eines schnellen Todes angedeihn zu lassen. Du mußt wissen, was es heißt, die Rache des Rothen herausgefordert zu haben.

Das Angesicht Konrad's war zinnoberroth geworden, seine Augen traten aus den Höhlen, er keuchte, zitterte vor

Wuth und Entsetzen und sann vergebens nach einem Rettungsmittel.

Konrads Blicke waren in der Kammer umhergeirrt, dort in der Ecke lag was er suchte.

Es war ein Strick.

Als der Hirsch sah, daß sein Feind ihn ganz knebeln wollte, wehrte er sich mit Händen und Füßen, allein die physische Kraft des Rothen überflügelte die seine bei Weiten und Simon lag völlig geknebelt auf dem Boden.

Der Döblinger, welcher dieser Manipulation von außen mit großem Interesse zusah, bedauerte nur, daß er nicht jedes Wort, welches dabei gesprochen wurde, hören konnte.

Herr Döblinger!

Was willst Du, mein Sohn?

Was geht drinnen vor?

Nichts, gar nichts!

Was macht Herr Konrad?

Er macht Knoten, sonst nichts!

Und Herr Simon?

Herr Simon sieht ihm dabei zu.

Herr Döblinger!

Was willst Du, mein Sohn?

Möchten Sie mich nicht ein wenig ans Fenster hinaufheben, damit ich auch hinein sehen kann?

Bleib Du nur unten, unschuldige Kinder brauchen nicht Alles zu sehen.

Ich höre aber keinen Laut.

Es geht mir auch nicht besser, mein Sohn.

In diesem Momente glaubte der Knabe zu verspüren, daß der Druck, mit dem der Schnurbärtige seinen Arm preßte, schwächer geworden sei, indem die Hand sich viel weiter öffnete; Peterl schrieb dieses Ergebniß den Zerstreuung zu, welche sein Gespräch dem Döblinger gewährte und fuhr fort: Herr Michel!

Was willst Du, mein Sohn?

Sagen Sie mir doch, was drinnen vorgeht?

Nichts, gar nichts!

Was macht Herr Konrad?

Er beschäftiget sich mit dem Hirsch.

Er thut ihm doch nichts zu Leide?

Im Gegentheil, er behandelt ihn sehr freundschaftlich. Er hebt ihn jetzt auf vom Boden —

Vom Boden?

Und trägt ihn aufs Bett.

Ist Herr Simon unwohl?

Meiner Treu, ich glaube, er muß sich nicht ganz wohl befinden.

Und was geschieht jetzt?

Der Rothe bindet Herrn Simon an's Bett.

Warum das?

Wahrscheinlich pflegt Herr Simon in der Nacht sehr unruhig zu sein, der Rothe sorgt also dafür, daß er nicht aus dem Bette falle.

In diesem Momente riß Peterl seinen Arm aus der Hand des Döblinger und floh mit Blitzesschnelle gegen die Straße.

Der Schnurbärtige hinter ihm her.

Zu Hülfe! schreit das unschuldige Kind im Laufe, zu Hülfe! Mörder! Diebe!

Wirst Du schweigen, Mordbub'! ruft Michel, ihm nachstürzend.

Beide sind jetzt auf der Straße angelangt.

Peterl hat einen Vorsprung von etwa zwanzig Schritten.

Plötzlich bleibt er eine Secunde lang stehen — kehrt dann um und stürzt wo möglich noch schneller auf den Döblinger los.

Sie kommen! keucht er dem Schnurbärtigen zu, sie kommen!

Michel blickt auf und sieht in der Ferne graue, bewaffnete Gestalten einherschreiten.

Alle Teufel, das ist eine Streifung! murmelte er und stürzt zurück.

Das unschuldige Kind, welches kurz vorher um Hülfe gerufen hatte, floh nun vor der Hülfe eben so schnell, wie früher vor der Gefahr.

Beide langten wieder hinter dem Hause an. Die Gefahr ließ sie alle Zwietracht vergessen.

Schnell gegen den Graben, Herr Döblinger, dort können wir leicht in die Felder entkommen.

Dies sprechend, eilte der Knabe voraus.

Michel stürzte zum Fenster, drückte die Scheibe ein und raunte dem Rothen zu: „Mach' Dich aus dem Staube, man umzingelt das Haus!"

Hierauf stürzt er fort.

Konrad hatte den Hirsch eben an das Bett befestiget,

um ihm wer weiß welch' eine grauenhafte Marter anzuthun — da vernimmt er die drohende Gefahr.

Im ersten Momente stürzt er auf das Fenster los, um das Gitter auszuheben und durch die Oeffnung zu entfliehen — allein er ist mit der Einrichtung nicht vertraut — einige Secunden vergehen und er bewegt das Gitter nicht von der Stelle.

Nun ändert er seinen Entschluß.

Er eilt zum Schranke, welcher die Wandöffnung deckt und rückt ihn vom Platze.

Ah, denkt er, da ist Rettung für mich.

In diesem Momente fällt sein Blick auf Simon.

Der Hirsch hat die Worte des Döblinger vernommen und seine Angst wird fast verdoppelt. Er will sich bewegen und ist an das Bett gebunden, er will sprechen und ist daran verhindert — man hört nur ein Grunsen im Inneren der Kehle, ein Stöhnen aus der Tiefe der Brust.

Was soll ich mit dem thun? denkt der Rothe, soll ich ihn, bevor ich fliehe, tödten — oder —

Ein Gedanke durchfliegt seinen Kopf —

Er faßt die Kerze — und stürzt auf das Bett los.

Schuft, murmelt er, sich über den Gemarterten neigend, wenn Du mich verräthst, so baumelst Du!

Während er aber diese Worte sprach, zündete er die Strohmatratze, auf welcher der Hirsch lag, von unten an.

Dieser ahnte nicht, was geschehen.

Der Rothe löscht die Kerze, schlüpft durch das Loch in der Wand und windet sich wie ein Aal durch den finsteren Schlund.

Er ist fort, denkt der Hirsch, etwas erleichtert, er hat mich nur ängstigen und nicht tödten wollen; aber man wird mich hier finden und arretieren, oh, wenn ich mich nur von diesen Fesseln befreien könnte!

Er versucht, sich zu bewegen — aber die Umwindungen des Strickes kreuzten sich nach allen Richtungen. Er strengte sich an, und athmete dabei heftig durch die Nase.

Was ist das? — Er athmet Brandgeruch ein!

Er wirft einen Blick auf die Kerze, sie ist gut ausgelöscht, woher kommt also die abscheuliche Luft?

Jetzt sieht er die Kammer sich erleuchten.

Er fährt zusammen.

Der erste Gedanke, der ihn durchbebt, ist: „Der Rothe hat das Haus angezündet!“

Er sieht, wie der Rauch die Kammer füllt, und wähnt, er käme durch das zerschlagene Fenster gezogen.

Ein tröstender Gedanke erhält ihn noch bei Sinne: „Man wird zum Löschen des Brandes herbeieilen, man wird mich retten!“

Er horcht. Außen ist Alles still. Man hört nicht lärmen, nicht schreien, wie es bei einer Feuersbrunst doch gewöhnlich der Fall zu sein pflegt.

Plötzlich hört er es in seiner Nähe prasseln.

Er wendet den Kopf —

Gräßlicher Anblick! — Fürchterliche Entdeckung!

Er sieht, wie die Flamme an beiden Seiten heraufzüngelt, er sieht seinen sicheren Tod, und kann nicht fliehen, und nicht nach Hilfe rufen; er ist stumm, und an den Platz gefesselt!

Verzweiflung erfaßt ihn — er stöhnt auf — will die Bande sprengen — allein statt zu zerreißen, schneiden sie nur um so tiefer in's Fleisch.

Die Flammen kommen immer näher — der Rauch wird immer dichter, denn die Oeffnung im Fenster reicht nicht hin, ihm den Abzug zu ermöglichen.

Der Anblick Simons ist fürchterlich.

Das Antlitz dunkelroth — die Augen weit aufgerissen und aus den Höhlen getreten — die Stirne mit kaltem Schweiße bedeckt — das Haar noch von der früheren Scene her zerrauft und verwirrt, so liegt er da — erstickende Luft athmend — die Flammen sehend — ihre Wärme schon fühlend — ihr Lodern hörend.

Die Hoffnung, daß ein Brand seine Rettung herbeiführen werde, ist verschwunden; Außen ist Alles ruhig, nur seine Lagerstätte brennt; aber so gefahrvoll seine Lage auch ist, er hört nicht auf, zu hoffen.

Man umzingelt das Haus! hatte der Döblinger hereingerufen, es sind also Soldaten in der Nähe — oh wenn sie nur schon da wären! —

Der Geknebelte lauscht jedem Geräusche — er sieht die einzige Möglichkeit einer Rettung darin, in die Hände de Justiz zu fallen.

Fürchterliche Wahl für einen Verbrecher! —

Hier ein qualvoller Tod, dort ein peinvolles Leben.

Und doch — doch neigt er sich dem Letzteren zu.

Die Liebe zum Leben, wenn auch ein Leben im dumpfen Kerker, trägt den Sieg davon, der Verbrecher fleht in

Gedanken die Diener der Gerechtigkeit herbei, um nur dem marterreichen Tode zu entgehen.

Er horcht. — Er glaubt jetzt Geräusch zu vernehmen. —

Ja, ja — man hört Stimmen — Tritte — aber oh Entsetzen — er fühlt zugleich — daß der Brand seine Kleider erfaßt hat — unter den Kleidern hat er die gestohlene Summe verborgen — auch sie wird ein Raub der Flammen werden! —

Immer heißer wird die Luft — immer stärker das Brennen — schon glaubt er das Sengen seiner Haare zu fühlen — er keucht — stöhnt — was er jetzt athmet, ist fast nur Stickluft. —

Sie kommen nicht! ist sein letzter Gedanke.

Die Sinne schwinden.

Jetzt fliegt die Thüre auf.

Die Bande werden zerschnitten — Simon, in die freie Luft gebracht, befindet sich in den Händen seiner Retter, der Polizei!

Neuntes Capitel.

Wie der Döblinger im Fluge ein Haus kauft.

Der Döblinger und der kleine Peterl waren gegen den Graben zugeeilt und verschwanden in demselben.

Peterl, flüsterte der Schnurbärtige, was jetzt thun?

Wir erwarten den Rothen, er wird gewiß durch das Loch herauskommen.

Nein, Peterl, das thun wir nicht; je mehr unser beisammen sind, desto gefährlicher ist es —

Gehen wir also in dem Graben fort, er ist durchaus trocken.

Ja, Peterl, thun wir das!

Während des Gehens lispelte der Schnurbärtige: Verdammte Nacht — an die werde ich denken — wenn sie nur schon glücklich vorüber wäre! — Und diese Helle! — Der Teufels-Mond — gerade heute leuchtet er wie besessen.

Herr Döblinger!

Was willst Du, Bruder Peterl!

Sie zittern ja!

Zittern? Bewahre, ich fröstle blos. Es ist verdammt kalt. Findest Du es nicht auch, Bruder Peterl.

Herr Döblinger fand es für gut, das unschuldige Kind mit „Bruder" anzusprechen! aus dem „Sohne" war plötzlich ein „Bruder" geworden. Michel glaubte den Burschen vergessen zu machen, was er ihm kurz vorher angethan hatte. Peterl jedoch ignorirte den Bruder, so wie er früher den Sohn überhört hatte.

Mir ist's nicht kalt, versetzte der Knabe, ich befinde mich sehr wohl.

Du bist noch ein junges Blut.

Ich denke mir: Was können sie Dir auch thun, wenn sie Dich erwischen? Du bist ja noch ein unschuldiges Kind.

Bruder Peterl, Du kämest doch ins Zuchthaus.

Bah, was liegt daran, dort träfe ich mit meinem Bruder zusammen; aber Ihnen, Herr Döblinger, ginge es schlecht, verdammt schlecht.

Schweig, Bruder Peterl, in einer Nacht, wie die heutige, darf man nicht solche Reden führen.

Sie sind doch nicht abergläubisch?

Bruder Peterl, Du bist ein Teufelsbalg! Wenn man die Polizei auf der Ferse hat, da ist von einem Aberglauben keine Rede mehr.

Es ist ein wahres Glück, daß meine Familie in Verwahrung ist, sonst hätte man sie heute wieder eingezogen. Die Mutter wird übrigens curios d'reinschauen, wenn sie am

Morgen von der Unterhaltung nach Hause kommt und den Spectakel hört.

Sie wird um Dich sehr besorgt sein!

Sorge kennt sie nicht, aber schimpfen wird sie, wie ein Fuhrknecht, wenn mit mir auch der Erwerb ausbleibt. Oh, Herr Döblinger, ich verdiene viel Geld, trotzdem daß ich nur ein unschuldiges Kind bin, ich muß für meine ganze Familie sorgen.

Bruder Peterl!

Was wollen Sie, Herr Döblinger?

Geh'n wir noch lange so fort?

Meiner Treu, das weiß ich selbst nicht.

Ich denke, wir wenden uns hinüber gegen Dornbach.

Thun wir es. Ich bin in Dornbach nicht ganz fremd.

Ei so!

Ich habe dort eine Muhme.

Eine Muhme, rief Michel freudig, alle Wetter, Bruder Peterl, könnten wir uns dort vielleicht gar einige Stunden oder den Tag über verbergen? —

Das dürfte schwer sein, meine Verwandte ist eine brave, ehrliche Frau, die von meiner Familie nichts wissen will —

Oh, die Abscheuliche.

Sie wäre im Stande, mich mit eigenen Händen in's Zuchthaus zu führen —

Niederträchtig!

Ich meine —

Nun, was? rede, Bruder Peterl.

Kehren wir zur Stadt zurück!

Um keinen Preis!

Haben Sie Geld bei sich?

Bei mir wenig, in der Stadt viel!

Und Sie wollen es nicht abholen?

Es ist jetzt nicht rathsam.

Wie wär's, wenn Sie mich, sobald es Tag wird, darnach sendeten?

Meiner Treu, der Gedanke ist so übel nicht, ich würde Dir an Jemand ein paar Zeilen geben —

Mit Geld richtet man Alles.

Du hast recht, Bruder Peterl, wenn ich das Geld habe, wird uns die Flucht leichter möglich sein. Du wirst das Geld holen. Wo bleibe ich aber bis dahin?

Davon wollen wir auf dem Wege sprechen.

Wir gehen also doch nach Dornbach?

Ei, freilich, jetzt um so mehr.

Der große und der kleine Gauner — wir bitten, das letztere Eigenschaftswort nur auf die Gestalt zu beziehen — gingen über die Felder und beredeten ausführlich, was sie zu thun gedachten.

Sobald es Tag geworden, solle Peterl in einem Stellwagen nach Wien fahren und der Mamsell Julie in der Dorotheagasse in Gumpendorf einen Besuch abstatten. Diese solle dann gleich, von Peterl begleitet, mit den eingekauften Sachen und dem Gelde in einem Fiaker nach Dornbach kommen, wo der Döblinger sie bei der braven, ehrlichen Muhme des unschuldigen Kindes erwarten würde.

In Bezug auf diese bediente man sich einer kleinen List.

Dem Döblinger war es nämlich darum zu thun, bis zum Eintreffen seiner Geliebten sich weder auf offener Straße

noch in einem öffentlichen Locale, wo er Verdacht erregen konnte, aufzuhalten. Man beschloß also, daß er bei Frau Wartner, so hieß Peterls Verwandte, einspreche und in diesem Privathause so lange verzögere, bis der Fiaker vor dem Thore halten würde, um ihn aufzunehmen. Den Vorwand zu dem unbekannten Besuche gab ein Umstand, der dem Jungen von seiner Verwandten bekannt war und dem Gauner trefflich zu Statten kam.

Der Morgen war angebrochen, Peterl bestieg den ersten Stellwagen, der von Dornbach nach Wien humpelte, und der Schnurbärtige begab sich zu Frau Wartner, deren Adresse ihm sein kleiner Bruder genau bezeichnet hatte.

Frau Wartner, verwitwete Hauseigenthümerin in Dornbach, machte eben ihre Morgentoilette. Sie war eine große, hagere Frau, nahe an den Vierzigern. Ihre Züge verriethen Strenge, beinahe Härte.

Der Döblinger hatte seinen Rock zugeknöpft, blähte sich wie ein Capitalist auf, drehte fleißig seinen Schnurbart und gab sich ein sehr stattliches Aussehen.

Habe ich die Ehre, mit Madame Wartner zu sprechen?

Ich bin es, mein Herr, was steht zu Diensten?

Ich habe gehört, daß Sie dieses Haus zu veräußern gedenken?

So ist es, mein Herr!

Ich bin hier, um es zu besichtigen. Ich habe nur eine Stunde Zeit, dann werde ich von meiner Frau in einem Wagen abgeholt. Wir haben nämlich eine kleine Reise vor, unser Weg führt hier vorüber, ich ging voraus, um bis zum

Eintreffen des Wagens das Landhaus zu besichtigen und mit Ihnen darüber zu sprechen.

Die Witwe, nichts Arges ahnend, nahm den falschen Capitalisten sehr freundlich auf. Sie führte ihn im Hause umher, zeigte ihm Stuben, Keller, Boden, Hof und Garten.

Herr Michel wußte sehr viel und sehr lange zu sprechen, bald gab es eine Ausstellung, bald eine Bemerkung, bald einen Wunsch.

Der Garten war ihm zu wenig schattig, der Hof etwas zu klein, die Küche zu dunkel, die Eintheilung der Stuben zu unzweckmäßig. Daran lag aber nichts. Man kann umbauen, ändern und Alles nach seinem Geschmacke herrichten, wenn der Kauf nur ein Mal geschlossen ist.

Ein Stündchen war auf diese Weise bald verflossen.

Noch eine halbe Stunde, denkt Michel, und der Fiaker mit Julie wird eintreffen.

Man kehrte in die Wohnstube zurück und begann die Preisfrage, das heißt, die Frage des Kaufpreises abzuhandeln.

Die Witwe nannte den Preis und der Döblinger drehte seinen Schnurbart und schüttelte mit einem: „Hm! Hm!" den Kopf.

Das Haus war ihm zu theuer. Er bat um Papier und Feder und begann zu rechnen. Er ließ sich die Anzahl Quadratklafter des ganzen Grundstückes angeben, und dividirte, subtrahirte, multiplicirte, bald in ganzen Zahlen, dann in Brüchen, das Resultat war immer: Unbegreiflich — viel zu theuer! — u. s. w.

Peterls Muhme fühlte sich fast gekränkt und Michel sagte: Die Zeiten sind jetzt ein Mal so, man muß bei Einkäufen gewissenhaft sein, und schon gar bei einem Landhause, es bleibt immer eine Luxussache, man hat nichts davon, als höchstens den Genuß, den man seiner Familie bereitet. Wenn der Ort an einer Eisenbahn läge, dann ließe ich mir's noch gefallen, aber so — dieses Dornbach liegt ganz abseits, da vorüber wird nie eine Locomotive fahren, ein Landhaus in Dornbach ist nichts als ein ewiges Abonnement auf einen Stellwagen, darum muß man auf Billigkeit sehen.

Nach langem Hin- und Herreden begann man, sich dem Preise ein wenig zu nähern, der Käufer hütete sich jedoch, bedeutend vorzugehen, sondern sah fleißig nach der Uhr und dachte: Alle Teufel, wo bleibt Julie so lange?

Da die Ersehnte noch nicht kam, mußte der Handel fortgesetzt werden.

Was liegt daran, dachte Michel, wenn ich das Landhaus auch kaufe, sie weiß ja meinen Namen nicht, bis es zum Unterschreiben des Documentes kommt, bin ich längst über alle Berge!

Abermaliges Mäkeln und Feilschen, endlich kam man überein, der Döblinger hatte das Landhaus der Frau Wartner um achttausend Gulden erstanden — der Fiaker kam noch nicht.

Die Wittwe, welche die Zeit zum Frühstücken nicht mehr hinausschieben mochte, lud den Schnurbärtigen zum Caffee ein, was dieser ganz natürlich nicht ablehnte.

Man sprach bald von diesem, bald von jenem — der Wagen kam noch nicht.

Ich weiß nicht, sagte der Döblinger, dessen Verlegenheit von Minute zu Minute zunahm, wo meine Frau so lange bleibt, ich bin schon an drei Stunden hier und sie kommt noch nicht.

Frau Wartner erwiederte: Wahrscheinlich hat sich der Fiaker verspätet, oder es gab viel zum Aufpacken —

Das Letztere ist wohl der Fall, wir haben gestern viel eingekauft, trotzdem könnte sie aber schon lange hier sein. Wenn ihr nur kein Unglück passirt ist.

Villeicht ist dem Fiaker ein Rad gebrochen —

Wenn's sonst nichts wäre, dachte der Döblinger, das würde ich ihm gerne verzeihen.

In der Unruhe seines Gemüthes erhob sich der Gauner und sagte: Ich muß doch hinaussehen, ob man denn auf der Straße noch nicht den Wagen entdeckt.

Die Wittwe, ohne jedoch dabei an etwas Arges zu denken, erwiederte: Wozu wollen Sie im Freien warten, haben Sie hier so lange zugebracht, so können Sie auch noch die kurze Frist bis zum Eintreffen Ihrer Frau Gemalin da verweilen, denn kommen muß sie am Ende doch.

Der Döblinger ließ sich dazu überreden, er blieb im Gemache und das war — sein Unglück.

Wäre er nämlich hinausgegangen, so hätte er kaum zwanzig Schritte vom Hause einen Fiaker halten sehen, aus welchem ein Commissär mit zwei Mann Wache stieg. Bei diesem Anblicke wäre er wahrscheinlich aus seiner Sicherheit aufgescheucht worden, und er hätte das Fersengeld gegeben, das Geschick war jedoch dem Gauner gram, der Leichtfertige

sollte auf eine seinem Charakter entsprechende Weise in die Hände der Gerechtigkeit fallen.

Frau Wartner plaudert gemüthlich mit dem Käufer ihres Landhauses, da geht die Thüre auf, der Commissär und seine Begleitung treten ein.

Der Döblinger springt auf.

Frau Wartner erschrickt.

Sie vergeben, Madame, daß wir Sie stören.

Was steht zu Diensten, mein Herr?

Unser Besuch gilt diesem Manne —

Der Schnurbärtige spielt alle Farben.

Auf einen Wink des Commissärs nähert sich die Wache.

Michel ist zu verblüfft, um nur an Widerstand zu denken.

Frau Wartner konnte vor Staunen kaum Worte finden, um mitzutheilen, daß dieser Herr so eben ihr Landhaus erstanden habe.

Der Commissär lächelte und sagte: Danken Sie dem Himmel, daß wir rechtzeitig eingetroffen sind. Dieser Mensch gehört zu einer gefährlichen Gaunerbande, und hatte wahrscheinlich keine andere Absicht, als Sie zu betrügen und zu bestehlen. Vor einer Stunde wurde an der Linie ein Fiaker angehalten, in welchem eine Dirne, seine Geliebte, und ein Bursche saßen, die viele Kostbarkeiten und eine große Summe Geldes bei sich führten. Sie wollten diesen Menschen hier abholen, und mit ihm entfliehen.

Der Döblinger riß bei dieser Mittheilung die Augen

auf, drehete seinen Schnurbart, und murmelte: Schöne Bescheerung! Der Rothe hatte gestern ganz recht, man hat uns denuncirt, das ist schändlich, abscheulich! Das werden saubere Weihnachtsfeiertage sein!

Er wurde in dem Fiaker abgeführt.

Zehntes Capitel.

Gehetztes Wild, aber kein edles.

Bei der Lerchenfelder Linie schleicht ein Mann herein.

Der Jahre Last drückt seinen Nacken, Krankheit scheint seine Kräfte erschöpft zu haben. Schneeweißes Haar deckt den Scheitel, das schwache Auge wird durch ein Glas unterstützt.

Einen stützenden Stab in der Hand, passirt er anstandslos die Schranken, denn wenn auch alt und schwächlich, so hat sein Aussehen doch nichts bettelhaftes. Er scheint ein kranker Bürger der ärmeren Classe.

In der Vorstadt angekommen, biegt er rechts ein, geht die Kaiserstraße des Schottenfeldes ein Stück hinan, und wendet sich dann links, um in die Zieglergasse zu gelangen. Hier begibt er sich in das Haus, wo Marie wohnte.

Es ist um die Mittagsstunde.

Marie liegt krank darnieder.

In der Stube ist es eisig kalt. Schmutz und Unordnung gucken aus jeder Ecke hervor. — Dieses Bett, dessen Ueberzüge seit lange schon nicht gewechselt sind, dieser Schrank, der voll Staub ist, diese Wände, die grau, kahl und feucht sind, wie kann man dies Alles ansehen, ohne einen widerlichen Eindruck zu empfinden! Der einzige Schmuck dieser Wohnung sind die Blumen am Fenster, und diese sind von — Eis!

Marie liegt unter einer Decke, über welche als besserer Schutz gegen die Kälte mehrere alte Kleidungsstücke gebreitet sind. Ihre Augen sind gegen die Stubendecke gerichtet. Sie denkt nach.

Woran mag dieses unglückliche Geschöpf in ihrem moralischen Elende denken? Welche Frage! Sie denkt an ihn der seit vorgestern nicht gekommen war, von dem sie seit seinem letzten Besuche nichts wußte, als daß er sie nicht mehr lieben wolle, daß ihre Leidenschaft für ihn ein Wahnsinn sei.

Aber nicht nur an Konrad, auch an Lotti dachte das Mädchen.

Marie hatte eine Nachbarin gebeten, bei der Nachbarschaft des Dürrkräutlers wegen der Liebschaft Lotti's Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr durch diese, wenn auch nicht ganz genau, was vorgegangen war. Ihre Zeilen hatten also nicht gewirkt, denn nun durfte Konrad sogar mit Erlaubniß des Vaters ins Haus gehen. Welche Qualen für die Unglückliche!

Und doch, wenn ihre Zeilen fruchtlos waren, warum ließ sich Lotti nicht mehr sehen? Warum kam sie nicht mehr zu ihr?

Sie wollte Genaueres erfahren, und wendete sich zum Vorwande durch eine zweite Person an Lotti, ließ ihr vorstellen, daß sie sich in trauriger Lage befinde, und die Tochter des Dürrkräutlers sendete ihr eine kleine Unterstützung, ließ ihr jedoch sagen, daß sie nicht gewohnt sei, lasterhaften Menschen zu helfen, deren Dank darin bestehe, daß sie falsch und hinterlistig dazu beitragen, ihre Wohlthäterin unglücklich zu machen!

Diese Antwort hatte Marie gestern erhalten, und sie erkannte mit freudigem Schreck, daß Lotti von ihrem Verhältnisse mit Konrad wisse, daß ihr die Absichten Konrads nicht unbekannt seien, daß mithin dessen Plan gescheitert, dessen Hoffnungen vereitelt sind. Ihre Zeilen hatten also doch gewirkt!

So finden wir das Mädchen in dem Momente, als der Alte in die Stube trat.

Im ersten Augenblicke erkannte ihn selbst Marie nicht, erst als er sich aus seiner gebückten Stellung aufrichtete, rief sie erschreckt: Konrad, bist Du es?

Der Rothe warf sich aufs Sopha und athmete schwer auf.

Bist Du zu dieser Vermummung gezwungen? fragte sie mit angstbebender Stimme.

Er bejahte durch eine Kopfbewegung die Frage.

Dann wirst Du verfolgt?

Ja, hauchte er, ich werde verfolgt.

Oh, oh, sagte Marie, und ich bin krank, kann Dir nicht beistehen, nicht helfen!

Was willst Du mir auch helfen? Womit wolltest Du

mir beistehen? Ich kam zu Dir — um hier aufzuathmen — und Dich zu ersuchen, mir etwas Geld zu geben. Ich hab' mein Geld in meiner Wohnung und dahin darf ich jetzt nicht.

Da nimm, sagte die Kranke, indem sie unter dem Kissen ein Papier hervorzog, nimm Alles, was Du mir vorgestern gabst, mir bleibt genug, um zu sterben.

Der Rothe schob das Geld hastig in die Tasche.

Hat man bei Dir noch nicht nachgeforscht? fragte er.

Nein, versetzte das Mädchen, die Leute im Hause wissen, daß ich mir bisher etwas verdiente und von Lotti unterstützt wurde; sie hat mir erst gestern eine kleine Gabe geschickt.

Erst gestern! rief Konrad, oh, diese Elende, auch sie trägt einen Theil der Schuld an meinem Unglücke.

An Deinem Unglücke? Konrad, erzähle mir, was ist geschehen? Du siehst, ich kann das Zimmer nicht verlassen, ich weiß von Nichts.

Der Rothe schüttelte den Kopf und sagte mürrisch: Ich mag gar nicht daran denken; sie haben mir eine Falle gelegt, der Dürrkräutler lockte mich unter der Maske seiner väterlichen Einwilligung zu einem Bündnisse mit Lotti ins Haus, und ich wurde verrathen. Alle meine Hoffnungen sind zertrümmert, ich bin flüchtig und werde verfolgt, ich bin das Opfer meiner Kameraden und meiner Neigung zu einem Mädchen, welches ich nie hätte kennen lernen sollen.

In Mariens Herz glühte es auf.

Das Geschick, sagte sie ohne den leisesten Vorwurf, führt Dich wieder zu mir, siehst Du Konrad, es soll nicht sein, daß Du mir untreu wirst, der Himmel will es nicht haben.

Oder die Hölle! murmelte der Rothe.

Und nach einer Pause: Du sagst, der Himmel? Was hat der Himmel mit uns Beiden zu schaffen? Er kennt uns nicht, denn auch wir haben nicht an ihn gedacht. Er wird uns nicht helfen, von ihm haben wir nichts zu hoffen, als — Strafe.

Marie verschlang ihn mit ihrem glühenden Blicke.

Konrad, sagte sie, Du bist verzagt, die Gefahr muß groß sein.

Beim Teufel, sie ist es auch. Oh, diese Nacht, ich werde sie nie vergessen. Stundenlang verbrachte ich unter der Erde, in einem nachtschwarzen Schlund; erst gegen den Morgen hin, als der Mond untergegangen war, wagte ich mich ins Freie. Ich floh wie ein gehetztes Wild über die Schmelz, von Ottakring bis nach Fünfhaus ging es in einem Laufe. In der Nähe meiner Wohnung angelangt, sah ich Gruppen auf der Straße, ich horchte und hörte von einer Haussuchung sprechen, die mir galt. Da war meines Bleibens nicht. Geflügelten Schrittes eilte ich wieder zurück. Ich sah nun ein, daß ich am Tage ohne Verkleidung mich nicht mehr auf die Straße wagen kann. Ein Bekannter in Lerchenfeld lieh mir diese Kleider, Perücke, und so bin ich hier, nicht wissend, wohin meinen Fuß setzen, wo ich die nächste Stunde zubringen werde?

Während dieser Mittheilung war es nun in Mariens Brust immer lebendiger geworden.

Die Schuld, welcher ihr Geliebter dem Dürrkräutler beimaß, traf eigentlich sie, denn sie war es ja, welche durch ihre Zeilen dem Vater Lottis Gefahr offenbarte und somit den Grund zu jenem Verrathe legte, der die Gefahr und

das Unglück, welche ihren Geliebten jetzt bedrohten, heraufbeschwören half.

Sie also hatte zu dem Untergange desjenigen, den sie so leidenschaftlich liebte, mit beigetragen, eine Stimme in ihrem Inneren rief: „Du bist es, die ihm dies Unheil bereitet, Deine Eifersucht stürzt ihn in's Verderben!“

Und in der That, sie war es auch! Ihre Zeilen brachten die Wendung in Konrads Geschick hervor.

Durch sie — die Lasterhafte — wurde die Unschuld gerettet, durch ihre glühende, weiblose, verworfene Leidenschaft, war der Keim zu den folgenden Begebenheiten gelegt, welche die Entdeckung des Verbrechens ermöglichten; so sendet der Himmel oft den schadenbringenden Sturm, damit er die schädlichen Dünste zerstreue; so läßt er die Giftpflanzen gedeihen, damit sie zum Heilmittel werden.

Welch ein Unglück! stammelte die Kranke, oh Konrad, wenn Du wüßtest, was ich dabei leide!

Sie faßte seine Hand und preßte leidenschaftliche Küsse darauf.

Der Rothe blickte sie traurig an und sagte: Du bist also noch immer krank?

Oh, rief sie, von tiefem Schmerz durchdrungen, jetzt werde ich nicht mehr genesen!

Marie, was hast Du?

Jetzt ist es nicht mehr die Leidenschaft allein, die an meinem morschen Leben frißt, sondern es kam noch ein Zweites hinzu, ein nagender Wurm, dem Niemand widersteht; nun wird es mit mir bald zu Ende gehen!

Ich verstehe Dich nicht, rede, was meinst Du?

Ja, Konrad, ich will Dir's gestehen, vielleicht erbarmst Du Dich meiner in Deinem Zorne, und endest mit einem Schlage ein Leben, welches mir keine Liebe mehr, sondern nur Qualen und Foltern zu bieten vermag. So wisse denn, Konrad, ich habe Dich belogen, ich war es, die, von Eifersucht gemartert, dem Dürrkräutler Deine Liebe zu Lotti verrieth, und ihn auf die Gefahr seiner Tochter aufmerksam machte. Was Dir also in jenem Hause wiederfahren, daran bin ich Schuld, ich, das einzige Wesen auf dieser Erde, welches Dich liebt, dessen Liebe aber Dich unglücklich macht.

Der Rothe saß da wie eine Leiche.

Er glotzte das Mädchen an, und regte sich nicht. Sein Blut war erstarrt, sein Leben schien entwichen.

Marie hatte die flachen Hände an ihr Antlitz gedrückt, bedeckte dabei die Augen, denn sie wagte es nicht, ihn anzublicken. Keine Thräne linderte ihren Schmerz, in diesen Momente war ihr selbst dieser Balsam des Elendes versagt.

Kein Athmen störte die Stille.

Endlich regte sich Konrad.

Also Du, hörte Marie ihn sagen, warst diejenige, von welcher der erste Verrath ausging? Und welch ein Verrath? Du kennst seine Folgen gar nicht, Du weißt nicht, was mir Alles in Folge dieses Verrathes widerfuhr? Ich stand auf dem Punkte, Tausende zu besitzen, ohne daß mir die mindeste Gefahr gedroht hätte, und durch Dich bin ich nicht nur um Alles gekommen, sondern Du hast auch die Gefahr heraufbeschworen. Das also ist Deine Liebe, Marie? Das ist Deine Anhänglichkeit, Deine Treue? Wenn die Liebe so handelt, wozu ist erst der Haß berechtiget? — Aber nein, Du

liebst mich seit lange nicht mehr, was Du für mich empfindest, ist keine Liebe, sondern eine Raserei der Sinne. Du hast mich einst geliebt, damals hättest Du mich nicht verrathen, selbst aus Eifersucht nicht; aber jene Zeit ist vorbei, Deine Liebe ist verwildert, sie ist eine Krankheit geworden, sie ist keine Wonne mehr, sondern Gier, sie ist eine Flamme ohne Labung, eine Sonne ohne Licht, man fühlt den Brand, ohne die Wohlthat der Helle zu genießen. Und warum hast Du mich verrathen? Weil ich mich einem anderen Mädchen zugewendet habe? Konntest Du mir das in Deiner Lage verargen? — Unterbrich mich nicht — ich weiß, was Du sagen willst, Du wirst auf die Rolle hinweisen, die ich Dir in meinem neuen Verhältnisse zugemuthet, auf die Schmerzen, die Du dabei empfandst. Ich habe in dieser Beziehung gefehlt, ich traute Dir mehr Kraft zu, als Du besitzest, ich vergaß auf den Charakter Deiner unnatürlichen Leidenschaft, das ist Alles wahr, allein mußtest Du mich deshalb verrathen? Warum hast Du, nachdem Du schon, von Deiner Eifersucht getrieben, den Verrath begingst, mich vor demselben nicht gewarnt? Hättest Du dieses gethan, ich wär' dem Dürrkräutler nicht in die Falle gegangen, ich wäre vorsichtiger gewesen, und stünde jetzt nicht mit einem Fuße im Kerker.

Ach Konrad — ich ahnte die schrecklichen Folgen nicht; ich habe von Deinem Gewerbe, Deiner Lage nichts verrathen. —

Und doch erfuhren sie Alles; ein Fingerzeig genügt oft, einen tief verborgenen Schatz zu finden; ein Stäubchen Schnee, auf dem Gipfel des Berges losgelöst, langt im

Thale als Lawine an; bei einem wagigen Baue genügt ein leises Rütteln, um das ganze Werk einstürzen zu machen. Dies Alles, Marie, hast Du gethan! Dir verdank ich die Vernichtung dessen, was ich mit großer Gefahr vollbracht, Du hast mir die Pforte des Unglückes erschlossen, indem Du mich Geblendeten den Pfad dahin wandeln sahst, ohne nur ein warnendes Wort zu verlieren.

Das Mädchen rang unter der Wucht dieser Vorwürfe die Hände, und rief: Tödte mich, Konrad, ich flehe Dich an, tödte mich, denn ich habe es verdient.

Er blickte sie verächtlich an, und entgegnete: Was soll ich an Dir tödten? Lebst Du denn noch? Wie viele Tage kann dieser sieche Leib sich noch hinschleppen? Rache ist süß, das habe ich heute Nacht an der Bitterkeit empfunden, als sie mir nicht nach Wunsch gelang, aber für Deinen Verrath wäre der Tod eine Belohnung, und keine Strafe. An Dir würde ich mich anders rächen. Denke an die Scene, als Lotti Dich besuchte, und an die Martern, welche Du damals fühltest, — so würde ich mich jetzo rächen. Tag für Tag würde ich Dir solche Folter bereiten, Du müßtest sehen, daß ich Dich nicht nur nicht liebe, sondern verabscheue; Du müßtest erblinden vor Thränen, verstummen vor Jammer, ausdorren durch die Flamme Deines Herzens, und Dich auflösen, wie ein Tropfen, der in der Gluth aufzischt und verschwindet, — das wäre meine Rache, Du Elende!

Die Kranke wand sich bei diesen entsetzlichen Worten auf dem Lager, sie verbarg ihr Haupt unter der Decke, um

den Schrecklichen nicht zu hören. Man sah nichts von ihr, sondern vernahm nur ein leises Gewimmer.

Der Rothe fuhr fort: Aber diese Rache ist mir nicht gegönnt; wenn es mir auch gelingt, den jetzigen Verfolgungen zu entkommen, so werde ich mich lange Zeit auswärts aufhalten müssen, und bis ich zurückkehre, gehörst Du nicht mehr den Lebenden an. Ich mag also nicht an Rache denken, sondern überlasse Dich Dir selbst; Du wirst mich nicht mehr sehen.

Marie fuhr empor.

Um Gotteswillen, rief sie erschreckt, was willst Du thun? Wohin willst Du?

Warum frägst Du? Gelüstet es Dich, mich abermals zu verrathen?

Nur zu, nur zu, martere mich, ich habe es verdient.

Ja, Elende, Du hast's verdient, tausendfach verdient, d'rum gehe ich. Ich wollte bei Dir ausruhen von den Anstrengungen und der Aufregung der letzten vierundzwanzig Stunden, allein ich kann nicht hier bleiben, es duldet mich in Deiner Gesellschaft nicht mehr. Oh, wenn ich an mein Unglück denke; Bestohlen von Kameraden, verrathen von der Geliebten, das ist mein Los! Was ist die Strafe, die mich erwartet, gegen die Pein dieses Gedankens! Also Niemanden, Niemanden darf man mehr vertrauen! Oder dürfen nur wir Niemanden trauen? Ist das der Fluch unseres Gewerbes?

Ich verlasse Dich, Elende —

Konrad, ich flehe Dich an, bleib — verstoße mich nicht in den letzten Stunden meines jammervollen Lebens.

Die Unglückliche streckte ihre Hand nach ihm aus, er aber stieß sie von sich, und murmelte: Stirb einsam und verlassen, Du hast es nicht besser verdient!

D'rauf verließ er die Stube.

Selbst Mariens Aufschrei hielt ihn nicht zurück.

Eilftes Capitel.

Fortsetzung.

Von dem ersten Mörder, der mit dem Zeichen an der Stirne gebrandmarkt, und mit dem Gottesfluche: „Du sollst unstätt und flüchtig sein!" belastet, umherirrte, von diesem ersten Verbrecher angefangen, gab es vielleicht keinen, dessen Leiden so mannigfach, wie die des Rothen waren.

Man braucht nur Alles, was er beabsichtigte, in's Auge zu fassen, und dabei zu erwägen, wie dies Alles ihm nicht nur mißlang, sondern er überdies noch verfolgt und bedroht wurde, und man wird eine Leidenssumme erhalten, die eben so groß als entsetzlich sein wird.

Liebe, Bosheit, Rachsucht, Habgier, Verführungslust, waren im Spiele, und keines wurde befriediget. — — —

Er verließ Marie.

Wohin sich nun wenden?

Das von dem Mädchen erhaltene Geld reichte nicht aus,

um eine weite Flucht zu unternehmen, er war also an die Stadt und deren Umgebungen gebannt, aber gerade da war die Gefahr für ihn am größten.

Er sann nach einem Orte, wo er einige Tage verborgen zubringen konnte. Er glaubte ihn gefunden zu haben, und schlug den Weg dahin ein.

Er begab sich in die Neubauer Hauptstraße.

Sein Besuch galt Herrn Brummberger, dem kleinen Manne mit den tief eingesunkenen Katzenaugen, der zwanzig Gulden herlieh, und sich hundert dafür verschreiben ließ.

Als der verkappter Gauner eintrat, erkannte ihn der Wucherer nicht, obwohl er die Augengläser auf der Nase sitzen hatte.

Herr Brummberger fuhr ihn auf eine seines Namens würdige Weise an, und sagte: Was wollen Sie? Hier wird nichts ausgetheilt.

Doch, doch, erwiederte Konrad lächelnd, mich werden Sie nicht so fortschicken.

Das Gesicht des Alten verzog sich zu einer Fratze, er betrachtete den Zudringlichen genauer, er kannte ihn nicht, und fragte: Warum nicht? Wer sind Sie denn? Was wollen Sie?

Man pflegt doch Leute, bevor man sie wegsendet, genau anzusehen.

Das that ich bereits, ich kenne Sie nicht.

Sie kennen mich nicht? Auch meine Stimme nicht?

Nein, auch diese nicht.

Ich heiße — Konrad. Kennen Sie auch meinen Namen nicht?

Nein, ich kenne auch diesen nicht.

Der Rothe fuhr auf.

Herr Brummberger, Sie scherzen wohl?

Ich scherze nicht. Sie werden wohl am besten wissen, daß jetzt keine Zeit zum Scherzen ist.

Ihre Erinnerung ist ganz am Platze. Die Zeit der Gefahr ist herangebrochen, vergessen Sie darauf nicht, Herr Brummberger!

Gefahr mag da sein, aber für mich nicht.

Herr Brummberger!

Sie staunen wohl, mich so reden zu hören?

In der That, ich staune.

Ich habe alle meine Geschäfte aufgegeben —

Ah, ist es möglich? Sie wären ein ehrlicher Mann geworden?

Spotten Sie nur, ich befinde mich ruhig dabei.

Es ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, wenn die Brummberger ehrliche Leute werden, und die Reue sie überkömmt, oder die Furcht —

Gleichviel, Sie wissen jetzt, daß Sie hier nichts mehr zu suchen haben.

Ich appellire an unsere alte Bekanntschaft, an die Kammer mit dem doppelten Boden —

Er ist bereits einfach geworden. —

Und die Pfänder?

Sind zurückgestellt.

Und die gestohlenen Sachen —

Sind abgeliefert —

Und Sie leben noch?

Ich lebe und befinde mich, wie Sie sehen, recht gesund —

In diesem Falle wäre ich also umsonst gekommen?

Thut mir leid!

Ich wollte Sie um eine Unterkunft ersuchen.

Sonst nichts? fragte der Kleine ironisch.

Ich werde verfolgt.

Ich habe davon gehört.

Ich wende mich also an Sie.

Herr Brummberger zuckte bedauernd die Achsel.

Der Rothe fixirte ihn mit einem wilden Blicke.

Sie weisen mich also ab?

Die frühere Pantomime wurde wiederholt.

Sie fürchten meine Rache nicht?

Sie haben mehr Grund die meine zu scheuen.

Das ist also Ihr Dank für die Tausende, die Sie durch uns gewonnen haben?

Ich bin Ihnen keinen Dank schuldig.

Jetzt, da Sie Ihr Schäflein ins Trockne gebracht haben, da Sie durch Wucher und Diebshehlerei zum vermöglichen Manne geworden, jetzt gefällt es Ihnen auf einmal, ein ehrlicher Mensch zu werden, und Sie glauben auf Ihre früheren Geschäftsfreunde mit Verachtung herabsehen zu können —

Ich verachte Sie nicht, Gott behüte, ich bemitleide Sie.

Der Rothe sah ihn mit einem verächtlichen Blicke an.

Oh, Du abscheulicher, niederträchtiger Heuchler! rief er aus, oder bist Du es vielleicht nicht, Du, den die behördliche Aufsicht zur Ehrlichkeit zwingt? Bist Du aus freiem Antriebe ehrlich geworden? Hat sich Dein Herz gebessert? Bist Du in diesem Augenblicke nicht eben ein solcher Schuft wie ehedem, wenn Du auch allen Verkehr mit mir und meinesgleichen abgebrochen hast, wenn Deine hintere Kammer jetzt auch nur einen einfachen Boden hat? Ich verlasse Dich und werde das Meine thun, Dich Dein Sündengeld nicht in Frieden und Ruhe verzehren zu lassen.

Er eilte fort.

Also wieder eine fehlgeschlagene Hoffnung.

Wohin nun?

Er durchirrte die Straßen — die Abenddämmerung brach heran — er ging an dem Laden des Dürrkräutlers vorüber, aber er durfte nicht hinein — er kam in der Mariahilfer Hauptstraße zu Fannis Haus, aber der Talisman, durch welchen er diese Frau noch lange zu beherrschen wähnte, war zerstört, er konnte also auch hier nicht verweilen — sein Herz klopfte bei allen diesen Erinnerungen und bitterer Kummer erfüllte seine Seele.

Ein Zufall führte ihm einen vertrauten Bekannten und Geschäftsgenossen entgegen.

Er wendete sich an ihn, doch auch dieser beklagte, ihm nicht helfen zu können.

Man fahndet auf Dich, Bruder, erwiederte er, und in solchem Falle ist es am besten, allen seinen Genossen aus dem Wege zu gehen, damit man nicht noch Andere mit sich in's Unglück reißt; ich rathe Dir, Dich bei ehrlichen

Leuten einzuschmuggeln, die sind nicht so streng beaufsichtigt wie unsereins.

Der Rath war freilich gut, aber sehr schwer auszuführen. Der Rothe verließ den gefälligen Rathgeber und schwankte zur Mariahilfer Linie hinaus.

Ich sehe, murmelte er bei sich, ich kann auf Niemandens Hülfe bauen, ich bin an mich selbst gewiesen, wenn ich mir nicht helfe, die Andern thun es nicht. Es ist beschlossen, ich schleiche mich in mein Quartier, hole mein Geld, und entfliehe. Mit der Summe, die ich von Marie erhielt, werde ich nahe an zweihundert Gulden beisammen haben, damit kann man schon ein hübsches Stück Weges zurücklegen. In einigen Monaten ist Alles verschollen und vergessen und ich kann dann zurückkehren.

Vorsichtig forschend, legte er den Weg bis zu seiner Wohnung zurück.

Er betrat hastig die Stube, wo er noch Alles in dem Zustande fand, wie er es verlassen hatte. Er nahm rasch das Geld zu sich und eilte wieder, ohne sich aufzuhalten, von dannen.

Auf der Gasse angelangt, nahm er wieder den seiner Maske entsprechenden Gang an.

Er gewahrte hinter sich einen Mann.

Er schreitet etwas behender aus — der Andere thut dasselbe.

Seine Brust klopft heftiger — eine böse Ahnung durchzieht seine Seele.

Jetzt Muth, Fassung und Entschlossenheit! denkt er.

Der Blick seines Begleiters ist auf die Hauptstraße gerichtet, wo man bald anlangen wird.

Der Rothe hält seinen Stock fest und blickte ebenfalls vorwärts, er sinnt auf Rettung.

Er erkennt, daß die Gefahr für ihn erst auf der Hauptstraße beginnen werde. Er möchte ihr ausweichen, aber es ist nicht mehr möglich.

Er baut auf die hereingebrochene Dunkelheit und auf seine Schnelligkeit.

Jetzt hat er die Hauptstraße erreicht.

Er durchschneidet sie nach der Quer.

Sein Unstern führt eine Patrouille herbei, auf welche sein rückwärtiger Begleiter zueilt.

Nun war die Krisis da.

Konrad stürzt wie der Blitz in das nächste Haus.

Die beiden Polizisten sind hinter ihm.

Im ersten Momente glauben sie, er wolle sich im Gebäude verkriechen, und beginnen in demselben ihre Jagd.

Aber der Rothe hatte sich hinter eine Tonne im Hofe geworfen, und wartete den Augenblick ab, wo seine Verfolger im Gebäude verschwanden, setzte dann über eine Planke, und befand sich im Garten.

Hinter dem Garten war freies Feld.

Hab' ich dieses erreicht, denkt er, so bin ich geborgen.

Er eilt durch den Garten.

Zu seiner Linken ertönte Hundegebell.

Verfluchte Bestie! keucht er, sie verräth meinen Weg.

Mensch und Thier vereinten sich zu dem Verderben des Verbrechers.

Der Hund hing zwar an der Kette, er machte aber die Leute im Hause aufmerksam.

Man eilte hinab, öffnet schleunigst die Thüre.

Indessen hat der Gauner die zweite Planke überstiegen die etwas höher war, und ihn einige Zeit aufhielt.

Die Wache folgt dem Flüchtigen auf dem Fuße.

Beide Theile befinden sich im Freien.

Der Rothe hatte einen Vorsprung von kaum zweihundert Schritten.

Man sieht die Umrisse seiner Gestalt.

Er beflügelt seine Schritte.

Auch die Andern verdoppeln ihre Eile.

Man ruft ihm „Halt!" zu. Er flieht um so rascher.

Soll ich schießen? frägt der eine Gensd'arm den andern im Laufe.

Es ist dunkel, wir könnten ihn fehlen. Nur vorwärts, damit wir seine Spur nicht verlieren.

Die Jagd geht noch einige Minuten fort.

Die dunkeln Gestalten eilen gespenstisch über das kahle Feld.

Jetzt beginnt es sich zu lichten.

Der Mond taucht auf, seine Silberstrahlen weben ein lichtes Netz und erhellen die Gegend.

Auch der Himmel kann es nicht wollen, daß der Verbrecher entkomme.

Ah, ruft der eine Gensd'arm, es wird licht — der Vorsprung ist sich gleich geblieben. Während ich ziele setzest Du Deinen Lauf fort, und erst wenn ich gefehlt habe, schießest Du.

Zum wiederholten Male ertönt ein: „Halt!"

Der Ruf verklingt, ohne Beachtung zu finden.

Jetzt legt der eine Gensd'arm an.

Der Andere folgt dem Verbrecher.

Es blitzt und kracht.

Außen im Felde ertönt ein Schrei. —

Es bedarf nicht erst des zweiten Schusses, schon der erste traf. — — — — — — — — — —

Der Rothe schwimmt in seinem Blute.

— — — — — — — — — — — —

Man findet ihn noch lebend, aber die Wunde ist tödtlich.

Zwölftes Capitel.

Jubel über Jubel.

Freude, Wonne, Jubel!

Hat ein armer Teufel das große Loos gewonnen? — Nein, denn arme Teufel setzen nur in die kleine Lotterie, können also kein großes Loos gewinnen.

Ist einem liederlichen Neffen ein reicher Onkel gestorben? — Nein, denn die pfiffigen Onkels leben jetzt ihren Neffen zum Trotze länger als je.

Haben zwei Liebende sich nach jahrelangen „Hangen und Bangen" endlich geheirathet! Nein, denn in solcher Lage ist die Freude nicht mehr so groß als Manche glauben mögen.

Was ist also los in einem Hause am Josephstädter Glacis? Woher rührt der Jubel im ersten Stocke dieses Hauses?

Wir wollen unseren Lesern die freudige Nachricht nicht

länger vorenthalten: „Frau Eva Graser, die Gattin des Herrn Lorenz Graser, befindet sich in „anderen Umständen!"

Kennen Sie die Bedeutung dieser Worte? Wissen Sie, was das heißt, jahrelang einer Hoffnung entgegenschmachten und sie endlich realisirt sehen?

Es war an einem sehr ruhigen Vormittage.

Der befugte Geldmäkler hat eben das Haus verlassen, die kleine, lebhafte, volle, braune Frau geht in die Küche, um zu erfahren, welchen Speisezettel der Herr heute angeordnet habe? da ereignete es sich, daß die Gebieterin der im vollen Sud begriffenen Fleischbrühe nahe kommt, und das Aroma derselben ihr in die Nase schlägt.

Aber siehe da, statt dasselbe wie gewöhnlich mit Wohlbehagen einzuschlürfen, macht sie heute zwei Schritte zurück und ruft aus: Heiliger Adam, was ist das für ein abscheulicher Geruch?

Die Köchin sieht sie sehr erstaunt an und sagt: Gnädige Frau, das ist gar kein anderer Geruch als Fleischgeruch.

Oh, ich kann den Geruch nicht ertragen, mich eckelt vor ihm.

Die Köchin reißt die Augen auf, sie hat wohl schon sehr viel von Wasserscheu gehört, aber von einer Suppenscheu war ihr bisher noch nichts vorgekommen. —

Das war das erste Symptom des bevorstehenden Glückes, ihm folgte zwei Stunden später eine Uebligkeit, und als Herr Lorenz zum Mittagsbrot nach Hause kam und durch die Küche ging, zupfte ihn die Köchin am Aermel und flüsterte ihm die inhaltsschwere, freudenreiche Kunde zu.

Frau Eva befand sich in gesegneten Umständen.

Von diesem Momente an trug Herr Lorenz Graser seinen Kopf um zwei Zoll höher und Frau Eva den ihrigen eingebunden.

Er streichelte seinen runden Backenbart, und schnaufte im Vorgefühle seiner väterlichen Autorität — sie aber schnitt Gesichter und producirte Grimassen, wie Jemand, der drei Monate krank gelegen, und den Alles anwidert. Man hätte glauben sollen, sie würde mindestens Drillingen das Leben schenken, denn für eine einfache Hoffnung waren ihre Grimassen zu unnatürlich.

Herr Graser ging in seinem Gemache mit triumphirender Miene auf und nieder.

„Endlich, endlich", murmelte er, „das neue Project des Herrn Stockerl ist vortrefflich, sein Speisezettel verdient alle Achtung. Ich hätte es nicht geglaubt, aber jetzt seh ich's klar, die Speisen haben großen Einfluß auf den menschlichen Organismus!"

Frau Eva lag auf dem Sopha, that so erschöpft, als ob sie sechs Treppen hoch heraufgestiegen wäre, und dachte dabei: Pirawat hat mich Tausende gekostet, und hat nichts genützt; Herr Brandelmayer mit seinem Wurzelwerk hat auch keinen Erfolg gehabt; nur dem Magnetismus verdanke ich mein Glück; und da machen sich die dummen Leute noch lustig über die magnetische Cur! Oh, schimpfen ist leicht, aber besser machen schwer.

Als die Köchin der Hausmeisterin die große Neuigkeit des Tages mittheilte, rief diese aus: „Ja, das bringt das heurige Jahr mit sich, daran ist der Planet schuld!"

Die Köchin lächelte verschmitzt und murmelte im Fortgehen vor sich hin: Ja, ja, es wird schon ein Planet sein, aber halt ein sehr junger!

Wir sehen, wie verschieden die Ursachen waren, denen jede der Personen die Wirkung zuschrieb, was liegt aber daran? Das Glück war einmal da, woher es kam, das ist am Ende gleichgültig.

Der junge Schulmeisterssohn staunte über die plötzlich freundlich gewordenen Gesichter, er wußte keine Ursache, und da er noch immer an den Trennungsschmerzen litt, so nahm er an der Freudigkeit keinen Theil.

Frau Eva hatte in ihrem unfreundlichen Benehmen dem Neffen gegenüber noch keine Aenderung eintreten lassen, woran aber mehr der „Hohe Markt" als der „Kohlmarkt" Schuld trug.

Der Tod des Herrn Steller brachte endlich eine Aenderung hervor.

Ida bat ihre Mutter das Lebensglück des jungen Menschen zu schonen und die Frau Graser zu beruhigen. Dieses geschah in einem Billete, in welchem die Witwe sich entschuldigte und noch einmal auf die Gründe hinwies, die sie den Verdacht auf den jungen Menschen hatten werfen lassen. Die Angelegenheit habe nun eine zwar sehr traurige Wendung genommen, bei welcher es sich jedoch herausstelle, daß Wilhelm unschuldig sei, indem man nur seine Unerfahrenheit zu Auskünften benützt habe.

Der Tante fiel beim Lesen dieses Billetes ein Stein vom Herzen; sie gedachte jedoch der Zukunft und schauerte vor dem Gedanken, daß der junge Mensch wieder in so ge-

fährliche Situationen gerathen könnte, die nicht immer einen so glücklichen Verlauf wie dieses Mal nehmen würden, und beschloß daher, sich schriftlich an Wilhelm's Vater zu wenden, um ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die seinem Sohne hier drohen, da man in einer so großen Stadt wie Wien, selbst mit dem besten Willen die Aufsicht nicht so führen könne, um unliebsamen Fällen vorzubeugen, er würde daher wohl daran thun, den jungen Menschen in einer kleinen Stadt seine pädagogischen Studien fortsetzen zu lassen. Das Nähere versprach sie ihm mündlich mitzutheilen.

Dies Alles geschah, ohne daß Herr Graser nur eine Ahnung davon hatte; es war eine eigene Manier der kleinen Frau, Alles hinter dem Rücken ihres Mannes zu thun, selbst dann, wenn es etwas Kluges war, was freilich selten der Fall war.

Seit der freudigen Entdeckung des ihm bevorstehenden Glückes ging auch der Geldmäkler schwanger, und zwar mit großen Gedanken. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sein Erstgebornes ein Sohn sein würde, ihm lag Alles daran, daß dieser Sohn wohlerhalten das Licht der Welt erblicke. Die großen Gedanken, die ihn beschäftigten, galten also seiner Gattin, oder vielmehr der vorsichtigen Lebensweise, in welche sich diese nun, zur Erhaltnng des künftigen Sprößlings fügen mußte.

Ohne daß Frau Eva etwas wußte, erschien eines Nachmittags eine sehr corpulente fremde Dame zu Besuche, und Herr Lorenz stellte sie seiner Frau als ihre künftige Hebamme vor.

Die Hoffnungsvolle war sehr überrascht und that sehr hinfällig.

Mein Freund, sagte sie mit einer Kraftlosigkeit, als ob sie schon sechs Tage nichts genossen hätte, ich bitte Dich, mir nur ja keine Ueberraschung zu bereiten, denn ich bin gleich afficirt. Madame ist mir sehr willkommen, aber Du hättest mir doch vorher auch ein Wort davon sagen können.

Der Geldmäkler schnaufte, strich seinen Bart und sagte: Thut mir weh, meine theuere Freundin, ich wollte Dich, bewahre, nicht erschrecken, ich ließ Madame zu uns bitten, damit sie uns mit den Verhaltungsregeln bekannt mache, mit der Lebensweise, die Du nun führen mußt, damit unsere Freude kein vorschnelles Ende finde.

So viel ich bemerke, versetzte die Wehmutter lächelnd, ist bei Ihrer Frau Gemalin kein Unglück zu befürchten.

Um so besser, versetzte der Geldmäkler, aber besser bewahrt als beklagt. Sie ist leider Gottes noch ein Neuling, und der Unerfahrenheit muß man immer mit guten Rathschlägen zu Hilfe kommen. Nicht wahr, liebe Freundin?

Die Wehmutter ermangelte nicht, das Ehepaar mit einer Menge Hufelandscher Weisheitslehren zu regaliren, und Herr Lorenz prägte sich dieselben sowohl ein, daß seine zweite Hälfte darüber bald in Verzweiflung gerathen sollte.

Nicht nur Bosheit, Haß, Rache, Neid, Scheelsucht u. s. w. vermögen einen Menschen zu quälen, sondern auch die Liebe ist's im Stande, die übertriebene Vorsicht um die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit theuerer Personen.

Herr Lorenz überwachte seine Gattin mit Argusaugen, nur mit dem Unterschiede, daß der hundertäugige Argus nur die von Madame Juno in eine Kuh verwandelte Io zu überwachen hatte, während sich seine Sorgfalt bis auf einen unsichtbaren Gegenstand erstreckte, wenn wir weniger galant wären, würden wir — um das Gleißniß zu vollenden — sagen: Er überwachte nicht nur die Kuh, sondern auch das Kalb.

Ich bitte Dich, theuere Freundin, Du bewegst Dich viel zu rasch, Du vergissest Deinen Zustand, auch sehe ich es gar nicht gern, wenn Du die Treppe hinabgehst —

Aber, lieber Freund, ich kann doch nicht Monate lang im Zimmer bleiben!

Davon ist keine Rede — Du wirst täglich zwei Stunden lang im Freien zubringen —

Hoffentlich nicht zu Fuß?

Bewahre — ich werde eine Sänfte bestellen —

Was, eine Sänfte?

Ich trau den Wagen nicht, die Pferde haben manchmal sonderbare Grillen, und die Fiaker sind noch lange nicht vorsichtig genug.

Bald darauf:

Ich bitte Dich, Eva, rühr' mir keinen Stuhl mehr an, Du weist, Du sollst Dich nicht anstrengen — auch stricken sollst Du nicht, das nimmt die Augen her, mein Gott, Du bist doch gar nicht vorsichtig.

Etwas später:

Mir scheint gar, Du willst lesen?

Ich muß doch etwas thun, um mir die Zeit zu vertreiben!

Aber lesen, was fällt Dir ein? Wer wird denn in einem solchen Zustande Bücher lesen? Am Ende ist es gar noch eine Diebs- oder Räubergeschichte! Eva, ich bitte Dich um's Himmelswillen, nimm mir ja keine Räubergeschichte zur Hand, damit nicht, Gott behüte, aus dem Erben des Hauses Graser ein Grasel werde!

So ging es fort. Die kleine, volle Frau sollte nichts thun, jede Bewegung abmessen, jeden Athemzug beachten. Am peinlichsten ging es bei Tisch her. Herr Lorenz hatte, den bisherigen wirkungsvollen Speisezettel beseitiget, und einen zweiten eingeführt, der dem neuen Zustande der Dinge entsprechen sollte, der aber von dem ersten so verschieden war, daß sämmtliche Graserschen Familiengenossen sich wie Lazareth-Patienten vorkamen, die bei einer Recitive von einer ganzen Portion auf eine Viertel Kost herabgesetzt werden.

Sehr schwacher Caffee, viel Suppe, wenig Fleisch, etwas Gemüse, kein Gewürz und pures Wasser. Dazu Portionen auf ein Zehntel reducirt, und selbst dabei die ewige Erinnerung: Um's Himmels willen, Eva, Du issest heute wieder entsetzlich, bedenke doch, daß es sich nicht mehr um Deinen Magen allein handelt!

Schon nach einigen Tagen fand die Frau diese Lebensweise unerträglich. Sie hungerte, sehnte sich nach Bewegung,

und wurde sehr unzufrieden. Herr Graser gehörte aber nicht zu den Nachgiebigen, er verfolgte seine einmal gefaßten Entschlüsse mit Beharrlichkeit, Frau Eva sah sich gezwungen, ihm Trotz zu bieten, und es gab nun Scene auf Scene.

Ach Gott, seufzte die kleine Frau, wie glücklich und zufrieden habe ich als kinderlose Gattin gelebt! Wenn das so fortgeht, wird man mich bald begraben, und dann mag der Tyrann zusehen, woher er ein Kind bekommt! Wenn das die Mutterfreuden sind, so danke ich recht schön dafür, ich hab' an dem Anfange schon genug. Geschieht mir aber recht, warum hab' ich die magnetische Cur gebraucht?

Bei der nächsten ehelichen Affaire wurde Madame sehr böse, und sagte zu ihrem Gebieter und Herrn: Lorenz, ich werde Deine Secaturen bald satt haben — Deine Vorsicht wird mich noch um's Leben bringen. Wenn Dir an dem Kinde mehr, wie an der Mutter gelegen ist, dann sag' es gerade heraus, und ich weiß, was ich zu thun habe. Uebrigens quäle mich, ärgere mich, dann wirst Du mich bald ins Grab gebracht haben.

Der Geldmäkler schnaufte und kratzte sich hinterm rechten Ohre.

Er zitterte um sein Kind, und begriff seine Gattin nicht, die seine Gesundheitsregeln übertrieben fand.

Das Ehepaar wurde durch einen Besuch überrascht.

Wilhelms Mutter kam, um ihren Sohn abzuholen.

Der Schulmeister hatte das Schreiben der Frau Eva empfangen, und zog seine Gattin zu Rathe. Man kam über-

ein, den Jüngling alsogleich abzuholen, denn es schien ihnen, als ob der junge Mensch den Verwandten in der Stadt lästig geworden wäre.

Wilhelm sah abgehärmt aus, was seiner Mutter sehr auffiel.

Frau Eva that das Ihre, um die Verwandte über den Gram des Sohnes aufzuklären, und die gute Schulmeisters-gattin wurde ganz ängstlich, als sie die Geschichten hörte, in denen Wilhelm eine bedauernswerthe Rolle spielte.

Der Jüngling wurde angewiesen, sich reisefertig zu machen.

Frau Graser ließ ihre Verwandte nicht so schnell ab-reisen, als sie Willens war, sie mußte einige Tage verweilen, und hatte nun Gelegenheit, die Hausleiden der Frau Gra-ser kennen zu lernen.

Die gute Landfrau schüttelte den Kopf, und sagte ein-mal zu Frau Eva, als sie allein war: Meine Liebe, ich fürchte für Ihre Gesundheit und für das Leben Ihres Kin-des, Ihr Mann geht in seiner Liebe und seiner Vorsicht zu weit.

Das sage ich auch, aber heiliger Adam, was soll ich thun? Bei diesem Eigensinne helfen keine Vorstellungen, man prediget tauben Ohren.

Ich denke, es wäre am besten, Sie zögen auf's Land.

Meiner Treu, rief Frau Graser, das ist ein kluger Gedanke, wissen Sie was, meine Liebe, ich gehe mit Ihnen, und verbleibe dort, bis ich genesen bin. Habe ich Monate lang in Pirawat zugebracht, so werde ich es auch in Ihrem

Orte aushalten. Ich werde noch heute mit meinem Manne sprechen, und zwar in Ihrer Gegenwart, damit Sie auch ein Wörtlein mit d'rein reden.

Herr Lorenz schnaufte, als er von beiden Frauen attaquirt wurde, er parirte nach allen Seiten, er echauffirte sich, wurde hitzig, erbost, aber das unüberwindliche Phlegma der Frau Schulmeisterin, die Drohungen seiner Gattin, gewannen ihm eine Fußbreite Bodens nach dem andern ab, so daß er endlich in Verzweiflung ausrief: So sei es denn, sie soll fahren, wohin sie will, man will mich kinderlos machen, um mich zu beerben, aber ich weiß, was ich thun werde, wenn ein Unglück geschieht, soll man keinen Heller bei mir finden. Eva, Du wirst es bereuen, Dich meinem Projecte nicht gefügt zu haben.

Die Frauen lächelten. Man war froh seine Einwilligung erhalten zu haben und machte sich reisefertig.

Da Herr Lorenz entschieden gegen jede Fahrt auf der Eisenbahn war, so hielt eine gemüthliche Landkutsche vor dem Hausthore, Herr Graser überzeugte sich von der Schaafmüthigkeit der Pferde und sah mit schwerem Herzen den Wagen bepacken.

Herr Vetter, sagte die Schulmeistersfrau beim Abschiede, wir hoffen, Sie jeden Sonntag bei uns zu sehen, mit der Eisenbahn sind Sie auf „Ja und Nein" dort und Sie werden sich überzeugen, daß auch wir unsere Gesundheitsmaßregeln haben, nur mit dem Unterschiede, daß sie angenehm sind und Niemanden zu Grunde richten.

Der Geldmäkler brummte unverständliches Zeug in

den Bart und hob seine Gattin eigenhändig in den Wagen. Wilhelm und seine Mutter folgten ihr.

Als Frau Eva bei der Abfahrt sich herausneigte, um dem Gatten mit dem Tuche noch ein Lebewohl zuzuwinken, schrie er ihr entsetzt nach: Um Gottes willen, — Eva, — biege Dich nicht so stark hinaus — Du ruinirst Dich. — —

Dreizehntes Capitel.

Fanni Reubald.

Nach jener Scene zwischen Fanni und Konrad, deren Zeuge Herr Reubald war, erkannte der Bürger, daß zwischen seiner Gattin und dem jungen Manne ehemals unselige Beziehungen statt gefunden hatten, welche den Grund all des Unglückes bildeten, das jetzt über sein Haus hereinbrach und seine Ruhe, seinen Frieden vernichtete.

Er konnte seiner Frau, die so viel litt, nicht grollen; er konnte die Mutter seines Kindes nicht verdammen, er mußte vielmehr die Schuld alles dessen, was geschah, sich selbst aufbürden und sich vorwerfen, daß er vor seiner Verbindung keine Erkundigungen über die Vergangenheit des Mädchens einzog, dessen Liebenswürdigkeit ihn so sehr einnahm.

Und doch war sie eine so musterhafte Hausfrau, eine so treue Gattin, eine so brave Mutter!

Was auch immer ihre Schuld sein mag, dachte der biedere Bürger, hätte sie es nicht um ihres tugenhaften Wandels, um ihrer Besserung willen verdient, den Rest ihres Lebens in Glück und Frieden zuzubringen? Was wird jetzt geschehen? Was wird das Ende jener unseligen Schuld sein, unter welcher auch ich, der Unschuldige mitleiden muß?

Fanni lag in ihrem Gemache, sie war krank. Der fürchterliche Auftritt mit Konrad hatte sie zu sehr ergriffen.

Der Arzt wurde geholt und verordnete stärkende Mittel.

Als er sich entfernte, sagte die junge Frau zu ihrem Gatten: Du warst so gütig, mein Freund, den Arzt holen zu lassen. Ich danke Dir. Es ist jedoch schade um seine Mühe und Deine Auslagen. Man heilt keinen Körper, so lange die Seele leidet.

Der Gatte ergriff theilnahmsvoll ihre Hand und fragte traurig: Wird dieses Seelenleiden niemals aufhören?

Nie, mein Freund, nie!

Mit diesen Worten, Fanni, sprichst Du auch das Urtheil über mein Lebensglück.

Sie führte seine zitternde Hand an ihre Lippen und stammelte: Oh, — das vergrößert meine Schuld — und ich kann mir nicht helfen.

Du mußt Dich bezwingen.

Mein Freund, es gibt einen Zwang für den Körper, aber keinen für die Seele. Ich kann mich in dieser schrecklichen Lage zur Heiterkeit im Tanze zwingen, aber ich kann mei-

nem Geiste nicht befehlen, nicht an die Vergangenheit zu denken, ich kann meinem Gemüthe keine Ruhe gebieten, wenn es von Martern überwältigt ist, ich kann meinem Gewissen nicht Schweigen befehlen, wenn es lauter als je spricht.

Herr Neubald drang nicht weiter in sie, sondern hielt sich fleißig am Krankenlager auf und suchte die Gattin zu zerstreuen, indem er ihr bald aus Büchern, bald aus Zeitungen vorlas, bald wieder Vorfälle mittheilte, die man sich im Hause oder in der Nachbarschaft erzälte.

An einem Vormittage brachte das Dienstmädchen das neueste Zeitungsblatt und Herr Neubald las seiner Gattin wie gewöhnlich die Tagesneuigkeiten vor.

Unter diesen befand sich auch folgende:

„Unserer thätigen Sicherheitsbehörde ist es wieder ge„lungen, eine der gefährlichsten Diebsgesellschaften aufzuhe„ben. Einer der Gauner wurde noch rechtzeitig erwischt, „als er sich gerade mit einer bedeutenden Summe auf die „Flucht machen wollte. Ein Zweiter wurde in seinem Ver„stecke in Ottakring aufgefunden; der Rädelsführer der „Bande versuchte bei seiner Verhaftnahme im Dunkeln der „Nacht zu entfliehen, man rief ihm vergebens zu, stille zu „stehen, und die Wache sah sich gezwungen, ihm eine Kugel „nachzusenden, welche den Verbrecher so schwer verwundete, „daß er kurz nach seiner Verhaftung auf dem Wege ins Ge„fangenenspital den Geist aufgab. Sein Name ist — „Konrad."

Fanni wurde todenbleich und sank mit einem Schrei auf das Kopfkissen zurück.

Herr Neubald sprang erschrocken auf und beeilte sich,

sie durch Geister und erfrischende Mittel zu sich zu bringen, was ihm auch gelang.

Was hast Du? fragte er erstaunt, warum erschreckst Du bei dem Namen Konrad?

Die junge Frau versuchte seine Hand zu drücken, und hauchte: „Er ist's — Er!"

Herr Reubald athmete leichter auf.

Er sah stumm und gedankenvoll vor sich hin.

Fanni hatte den Blick gegen oben gekehrt und schwieg ebenfalls.

Ein Gedanke durchflog wie ein Blitz ihre Seele: „Er ist todt — er starb plötzlich, ohne seine fürchterliche Drohung erfüllen zu können. Jetzt habe ich nichts mehr zu fürchten!"

Man hätte nun glauben sollen, daß sie nach diesem entscheidenden Vorfalle, der sie mit einem Male von ihrem Peiniger befreite, zu neuer Freude und neuem Glücke erwachen würde, allein dem war nicht so, sie war wol der bisher erduldeten Angst enthoben, allein um so lauter wurde jetzt die Stimme des Gewissens.

Zwischen ihr und ihrem Glücke lag eine unausfüllbare Kluft, es war der finstere Abgrund ihrer Schuld.

— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später.

Die junge Frau hat sich so weit erholt, daß sie das Krankenlager verlassen kann.

Sie ruht in einem Lehnstuhle.

Ihr Antlitz ist bleich und abgehärmt, die Gluth ihres Auges erloschen, die vor Kurzem noch glatte, schöne Stirne von Furchen des Grames durchzogen. Auf dem Antlitze lagert eine stille Wehmuth, die Anzeichen der früheren Martern sind verschwunden, man sieht den Ausdruck des Schmerzes, jener der Qual ist erloschen. Die unglückliche Frau hat nicht mehr die Bosheit des Bösen zu fürchten, sie hat nur Gottes milde Richterhand zu erwarten.

Es ist Nachmittags.

Der Gatte kehrt eben mit Minna von einer Spazierfahrt heim.

Er ist erfreut. Das Kind eilt auf die Mutter zu, und richtet die unschuldige Frage an sie, wann denn Mütterchen endlich auch ausfahren würde?

Fanni zieht das reizende Wesen an sich, küßt es auf die Stirne und sagt traurig: Sehr bald, mein Kind, gewiß, sehr bald! Jetzt geh, laß mich mit Väterchen allein.

Das Kind wird entfernt.

Fanni winkt den Gatten an ihre Seite und sagt: Bist Du geneigt, mich anzuhören?

Er nickte stumm und sieht seine Gattin in banger Erwartung an.

Florian, begann die junge Frau, zürnest Du mir?

Warum sollte ich Dir zürnen? Habe ich ein Recht dazu? Warst Du nicht stets mein braves Weib, bist Du nicht die tugendhafte Mutter meines einzigen Kindes?

Und die Vergangenheit? Die Vorfälle der letzten Zeit? Geben sie Dir kein Recht dazu?

Herr Neubald schüttelte das ehrwürdige Haupt, und

erwiederte: Nein, meine Freundin! Ich habe kein Recht, Dir zu zürnen, wo ich selbst gefehlt.

Du bist sehr gütig, Florian, und ich danke Dir. Du grollst mir also nicht, wir können in Liebe und Freundschaft mit einander sprechen.

Thu' es, meine Freundin, vergiß, was geschehen, und sei wieder die sanfte, liebe, fleißige Frau meines Hauses.

Die junge Frau schüttelte jetzt ernst-traurig das Haupt, und entgegnete: Das, mein Freund, kann ich nicht mehr sein!

Herr Reubald erschrack und stotterte: Fanni — was sagst Du?

Höre mich an, Florian, standhaft und unerschütterlich, wie es Dir, dem Ehrenmanne, dem schuldbeladenen Weibe gegenüber ziemt. Ich habe Dir bereits gestanden, daß eine Schuld meine Vergangenheit befleckt. In der Reinheit und Heiligkeit Deiner Freundschaft ward ich ein anderes Wesen; ich glaubte, der gebesserte Mensch dürfe das Glück genießen, und tilge eben durch seine Reue und Besserung die alte Schuld. Dem ist aber nicht so, die Reue mildert, aber sie sühnt kein Vergehen; die ewige Vorsehung wollte mich armes Wesen von dieser Wahrheit überzeugen, und sandte mir zum Entsetzen einen Genossen meiner Schuld, der als mahnendes Gespenst der Vergangenheit mir gegenüber trat, mich aus meinem Glücke aufschreckte und erinnerte, daß ich die alte Schuld noch nicht gesühnt habe. Dieser Genosse war Konrad! In seiner Macht lag es, mich zu verderben, denn er war das einzige lebende Wesen, welches von meiner Schuld wußte; er drohte mir auch damit, und Du kannst nun die Qualen er-

messen, die mich seit jener Stunde marterten, wo er mir seit einer Reihe von Jahren zum ersten Male wieder entgegentrat. Aber die Vorsehung ist milde, sie wollte mich nicht gänzlich vernichten, sie ließ den Elenden ein plötzliches Ende finden, bevor er seine Drohung ausführen konnte. Darin, mein Freund, sehe ich einen Fingerzeig Gottes; der Himmel will nicht, daß ich glücklich sei — darum zerstörte er mein Paradies — aber er will, daß ich lebe, um in Reue und Buße die Schwere meiner Schuld zu mildern. Mein theurer Freund! Du bist bleich geworden, Dich schreckt der Gedanke, weil er unverhofft, unerwartet kam. Nur einige Erwägung, und Du wirst Dich mit ihm befreunden. Fasse meine Lage ins Auge, und Du wirst ausrufen: „Sie kann nicht anders!“ Es ist keine Schwärmerei, die mich so handeln heißt, es ist das strenge Gebot meines Gewissens. Wie könnte ich unter den Augen eines Gatten wandeln, der da weiß, daß schwere Schuld mein Herz belastet; Du hättest mich nie zur Gefährtin Deines Lebens erwählt, wäre Dir meine Schuld bekannt gewesen, ich darf also nicht in Deinem Hause bleiben, da sie Dir nicht mehr fremd ist.

Fanni, rief Herr Reubald ängstlich und zitternd, was Du sagst, kann Dein ernster Wille nicht sein. Du willst Dich der übernommenen Pflichten entledigen —

Weil ich nicht würdig bin, sie auszuüben —

Du vergissest des Eides —

Er wird mir heilig bleiben, so lange ich lebe.

Du willst mein Haus verlassen —

Ich verbanne mich freiwillig, ich entsage allen Freu-

den, um die wenigen Tage meines Lebens in Buße zu verleben —

Und unser Kind?

Die junge Frau stöhnte auf. Sie bedeckte ihre Augen.

Nach einer Weile flüsterte sie: Du wirst es über den Tod der Mutter trösten und in doppelter Liebe ersetzen, was ich ihm entziehe.

Fanni, Fanni. Du willst also auch mich elend machen?

Mein theuerer Freund! Wärst Du glücklicher, wenn ich in Deinem Hause bliebe, und mein Anblick Dich immerfort an mein Seelenleiden, an meine Schuld mahnte? Gewiß nicht. Unser Friede ist einmal gestört, Du würdest bei meinem Anblicke größeren Schmerz empfinden, als meine Abwesenheit Dir bereitet. Die Zeit wird Balsam in Deine Wunden träufeln und Du wirst Dich an den Gedanken meines Todes gewöhnen. Florian, ich flehe Dich an, laß mich gewähren, denn ich kann nicht anders. Es gibt Nothwendigkeiten, denen kein Menschenwille zu widerstehen vermag, mag er sich noch so sehr dagegen sträuben. Nicht wahr, mein Freund, Du wirst Dich meinem letzten Wunsche nicht entgegen stemmen? Du würdest meinen Kummer nur verdoppeln, indem Du mich zwängest, Dir zum ersten Male ungehorsam zu sein.

Die Augen des Bürgers näßten sich.

Fanni schluchzte und hielt seine Hand an ihre Lippen gedrückt.

Die beiden Gatten vermochten kein Wort zu sprechen.

Herr Reubald erhob sich.

Die junge Frau zog den Theuern noch ein Mal an sich und lag in Schmerz aufgelöst in seinen Armen.

Er drückte heiße Küsse auf ihre Stirne und flüsterte: Thue, was Du nicht lassen kannst!

Erhalte Du Dich unserem Kinde, bat sie, denn ich kann es nicht!

Am anderen Morgen hatte die unglückliche Frau das Haus ihres Gatten verlassen.

Als Minna weinend nach der Mutter fragte, schluchzte der greise Vater: „Mütterchen ist todt — todt für uns Beide!“

Vierzehntes Capitel.

Schluß.

Der Tod des Herrn Steller führte auch den Fall seines Geschäftes herbei, zu dessen Erhaltung der Verblichene selbst ein Verbrechen nicht gescheut hatte.

Wenn doch die Menschen bedächten, wie oft das, was sie mühsam, unter Gefahren und in unrechtmäßiger Weise im Leben aufbauen, bei ihrem Absterben zusammen stürzt, sie würden Manches unterlassen, was ihrem Seelenheile keinen Vorschub leistet.

Die Wittwe des Kaufherrn war wieder geneigt, den Diebstahl anzuzeigen, allein Heinrich überredete sie eines Besseren.

Ich habe mein Geld geopfert, sagte er, um Idas Vater zu retten, und mag nicht, daß meine That zu einer Handlung benützt werde, die abermals ein Betrug wäre. Daß mir die beabsichtigte Rettung nicht in dem Umfange ge-

lang, als ich es gewünscht hatte, bedauere ich — ich würde es jedoch nimmermehr zugeben, daß mein Opfer auf eine solche Weise mißbraucht werde. Der Verbrecher wird seiner Beute nicht froh werden.

Dies war bereits, wie wir gesehen haben, der Fall; ein anderer Diebstahl, welcher angezeigt wurde, lenkte die Aufmerksamkeit auf den Thäter und seine Genossen und sie verfielen ihrem Loose.

Frau Josephine rettete nur eine geringe Summe aus dem Schiffbruche, die kaum zur Erhaltung ihrer selbst hinreichte.

Heinrich erleichterte jedoch ihre Lage, indem er um Idas Hand warb, die ihm auch von der Mutter nicht versagt wurde.

Die Liebenden feierten einige Monate später ihre bescheidene Verlobung in kleiner Gesellschaft.

Oswald, Heinrichs Freund, einige Freundinnen der Braut und Herr Brandelmayer sammt Tochter waren die wenigen Gäste.

Wenn auch einfach und schmucklos, so war der Abend doch gewiß traulicher und freudiger, als wenn Ida mit dem langen, kranken Hausherrnssohne aus der Vorstadt ein glänzendes Verlobungsfest gefeiert hätte.

Bei Gelegenheit des bescheidenen Festes wurde auch noch ein zweiter Bund geschlossen.

Oswald war in letzterer Zeit öfters zu Heinrich gekommen und hatte, da er ihn oft bei dem Dürrkräutler fand, auch dessen Tochter kennen gelernt.

Der galante junge Mann erwarb sich bald Lottis

Gunst und Herr Brandelmayer, an die Gefahr denkend, welcher sein Kind entronnen, war froh, einen braven Eidam zu bekommen, der zwar nicht von der „Kunst" war, aber Kenntnisse genug besaß, einst sein Geschäft zu übernehmen.

Auch dem Dürrkräutler war, wie früher Herrn Steller, an der Erhaltung seines Geschäftes gelegen, welches freilich auf soliderer Basis ruhte, wie jenes des Kaufherrn.

Als daher bei der Verlobung des jungen Apothekers Herr Blasius die Gesundheit des Brautpaares ausbrachte, dankte Heinrich und sagte zu ihm: Wie wär's Herr Brandelmayer, wenn wir die heutige schöne Gelegenheit benützten, um noch eine Verlobung zu feiern.

Hoho, lachte der Dürrkräutler, was soll das heißen, Herr Collega? Soll ich etwa gar die Victorl nehmen?

Nein, mein Bester, nicht Sie, sondern Fräulein Lotti soll die Braut meines Freundes Oswald werden.

Die Anderen riefen: Es lebe das zweite Brautpaar!

Herr Blasius schmunzelte: Hab mir's auch schon gedacht, daß es so kommen wird, ich willige ein, aber Dürrkräutler muß er werden.

Mit größtem Vergnügen, rief Oswald, ich will mit Wonne dürre Kräuter verkaufen, wenn ich so ein liebes, frisches Blümchen mein nennen kann.

Lotti erröthete bei der Schmeichelei und erwiederte mit hochklopfender Brust den Verlobungskuß Oswalds.

Herr Brandelmayer gab den jungen Leuten seinen Segen, den er mit den Worten schloß: „Das hat schon wieder die Victorl gethan."

Wien zählte zwei glückliche Paare mehr.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Das unglückliche Mädchen in der Zieglergasse überlebte den Geliebten nicht.

Marie starb, nachdem der Rothe mit der Drohung, sie nicht mehr zu sehen, sie verlassen hatte.

Der Tod erlöste sie von ihrer sündigen Leidenschaft, um sie dem Strafarme des Himmels zu überliefern.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Wilhelm befand sich wieder unter der Aufsicht seiner Eltern und Frau Eva Graser hatte nun Gelegenheit zu lernen, wie man junge Menschen überwachen muß, um sie vor Bösem zu bewahren.

Dieser Unterricht wird der kleinen Frau jedenfalls zu Gute kommen, denn sie genas auf dem Lande eines kerngesunden Knaben, an dem man weder Kennzeichen von Punschaden, noch Spuren des Magnetismus fand.

Der kleine Lorenz ist das Ebenbild seines Vaters, nur daß er noch keinen vollen Backenbart aufzuweisen hat.

Herr Stockerl hatte kaum von der Wirkung seines neuesten Projectes Kunde erhalten, als er sogleich zu Herrn Graser eilte, um seine fünfhundert Gulden zu beanspruchen, die ihm der Geldmäkler auch richtig verabfolgte.

Der sichelbeinige Projectenmacher, mit den beiden über-

einander geknöpften Kaputröcken läuft nun wieder täglich zur Statthalterei; er will dort sein „neuestes Project" einreichen, wie die Population im Staate vergrößert, folglich die Arbeitskräfte und das Steuererträgniß vermehrt werden könne!

Herr Stockerl beruft sich bei seinem Projecte auf das sehr günstige Zeugniß des Geldmäklers Lorenz Graser.

Sein wolfeiles Rindfleischproject wurde von dem undankbaren Vaterlande nicht anerkannt, obwohl es nur in dem leicht ausführbaren Rathe bestand, die Regierung möge, durch fünf Jahre, den Genuß des „Kälbernen" verbieten, dann würden nach dieser Zeit im Lande statistischer Berechnung zufolge einige Millionen Ochsen mehr existiren.

Herr Stockerl hofft nun auf sein Bevölkerungs-Project.

Fräulein Rina besucht noch immer fleißig die Reunionen im Volksgarten und trifft dort verschiedene Onkels und Cousinen.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Herr Reubald hat mit seinem Kinde Wien verlassen. Er wollte nicht in einem Hause bleiben, wo jeder Gegenstand ihn an sein vergangenes Glück erinnerte.

Er siedelte sich bei Baden an und sorgt für Minnas Erziehung.

Fanni büßt ihre Schuld im Orden der grauen Schwestern.

Ende.

Druck von Keck & Pierer in Wien.